Das Deutschtum im Süden der Alpen.

II. Teil.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Von

ADOLF SCHIBER.

Separatabdruck aus der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1903 (34. Band).

INNSBRUCK 1903.
Deutscher und Österreichischer Alpenverein.

Hergestellt durch die Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/dasdeutschtumims00schi

Sch 31
pt 2

Das Deutschtum im Süden der Alpen (II. Teil).[1]

Von

Adolf Schiber.

(Schluß zum Jahrgang 1902.)

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

V.

Betrachten wir nun die Verhältnisse in Friaul, in der italienischen Provinz Udine und im österreichischen Küstenland, so finden wir ein wesentlich anderes Bild.

Zunächst fallen uns die zahlreichen deutschen Burgnamen auf, von denen auf Seite 47 des vorigen Jahrgangs eine stattliche Anzahl aufgeführt ist, die noch um manchen Namen, besonders zerstörter Schlösser, zu vermehren wäre. (So Neuhaus, Grünberg, Kassimberch, Warinstein etc.).

In Cimbrien sind uns bekanntlich gar keine Burgnamen aufgestoßen. Aber auch die sonstigen Ortsnamen tragen vielfach ein anderes Gepräge. Dies trifft sowohl den ersten wie den zweiten Teil der zusammengesetzten Ortsnamen.

Was den ersten Teil anlangt, so finden wir eine dem Zustand in Deutschland sich nähernde häufigere Anwendung von Personennamen, so Katzelsdorf, Villa Cacilini, wobei wir an Graf Chaczelin denken mögen.[2] Peuschelsdorf, Fiedelsdorf, Reichenfeld (Richo) dürften in diese Kategorie gehören;[3] zugleich haben wir aber auch an diesen Ortsnamen zum Teil Proben von den im vorigen Jahrgang, S. 55, erwähnten Namensformen mit der Endung -dorf, -feld, -berg. Hierzu rechnen wir Namen wie Kirchheim, Häseldorf, Schönfeld, Oberfeld, während wir bei den Cimbern, abgesehen von einem Nuozdorf[4] im Etschtal bei Calliano, fast nur sogenannten Naturnamen begegnen, wie Avio (Aue), Brendola (Brünndel), Montegalda und Montegaldella (Wald, Waldel), Treto und ähnlichen, welche über ihre Entstehungszeit mehrfache Vermutungen zulassen.

Nimmt man hierzu die vielen deutschen Burgnamen, so ergibt sich, daß die Toponymie hier in Friaul einen wesentlich moderneren Charakter aufweist als in der Gegend von Vicenza oder überhaupt in Cimbrien. Es kann kein Zweifel aufkommen, daß wir es hier mit dem Resultat einer deutschen Besiedlung zu tun haben, die der Zugehörigkeit des Landes zum Herzogtum Kärnten zu verdanken ist.

Des Anschlusses an Bayern ist schon im vorigen Jahrgang, S. 51, Erwähnung getan.

Aber auch nach Lockerung des Verbandes der Mark Aquileja mit Bayern, später mit Kärnten, herrschten hier Deutsche als Patriarchen von Aquileja. Von Popo (1019—1045) bis zu Berthold (1218—1251) walteten hier deutsche Kirchenfürsten.

---

[1]) Wegen der Abkürzung I., II., III. vergl. Jahrg. 1902, S. 53.

[2]) Krones, die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, S. 419

[3]) Nach german. Personen sind auch genannt Adeliacum, Adomar, Hagen, vgl. Krones a. a. O., S. 420, wo auch mehrfach Gualdum, Waldum.

[4]) Schneller, Deutsche und Romanen in Südtirol, S. 373.

Erst mit dem Erlöschen der Hohenstaufen, beziehentlich ihrer Macht in Italien wurde die Reihe deutscher Patriarchen unterbrochen. In der Grafschaft Görz aber herrschte das deutsche Geschlecht der Eppensteiner (1031—1090) und nach ihnen das der Grafen von Lurngau (1090—1500), worauf die Grafschaft an Österreich fiel.

Daß unter diesen Umständen viele deutsche Herren hier Besitz anstrebten und erlangten, kann nicht wundernehmen; andererseits zog hier der Handel mit Venedig notwendig deutsche Kaufleute an.

Ein Hauptsitz dieses Handels war das schon genannte Clemaun-Gemona.

Alles dieses zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit der Entwicklung der Dinge im Etschland, wo die ungezählten deutschen Burgen in romanischer Umgebung emporstiegen, wo die Besitzungen bayerischer Bischöfe und Klöster deutsche Verwalter bedingten, wo, wie hier, der Handel Deutschlands nach Venedig durchging. Auch die Bischöfe von Brixen und zeitweise die von Trient waren Deutsche, und mußten, wie die deutschen Dynastengeschlechter der Eppaner und Andechser, einen Ministerialadel ihrer Nationalität anziehen.

Dynasten und Burgen werden in Tirol kaum viel älter gewesen sein als in Friaul, denn die Zeit des 10. Jahrhunderts war es, wo sie überhaupt in Deutschland emporkamen.

Daß der Vorgang in Südtirol, wenigstens bis gegen Trient, mit einer Germanisierung des Landes endigte, daß es aber hier zu einer solchen nur ganz vorübergehend kam, liegt wohl vor allem an dem jähen Erlöschen des Sterns der Hohenstaufen, an der politischen Trennung des westlichen Landesteiles vom Reich und an den ungünstigeren Grenzen, denn während in Tirol das Germanisierungsobjekt rings von Gebirgen begrenzt war, lagen hier die Grenzen überallhin, gegen Slaven und Romanen, offen.[1])

Und doch ermangelte hier in Friaul so wenig wie an der Etsch ein älterer Grundstock germanischen Wesens.[2]) Es erscheint nicht angängig, das Deutsche, das einst in Görz herrschend war, nur dem Einflusse der dort residierenden Grafen zuzuschreiben.

Ein einheimischer Forscher, Morelli, nennt das Deutsche in Görz: »questa antica nostra favella«; auch Krones[3]) sagt: Görz darf in seinem geschichtlichen Kerne als deutsches Gemeinwesen betrachtet werden.

Das ganze Wippachtal trägt deutsche Nomenklatur[4]) und die Grafen von Görz haben sich die »Villa Gorizia« wohl erbaut oder zum Sitze erkoren, weil sie dort auf deutsches Wesen bereits trafen. Weil es aber keine Civitas war und weil kein Bischof, keine Bevölkerung städtischen Charakters, römischer oder langobardischer Herkunft dorten saß, so konnte sich das deutsche Wesen dort bis in die Neuzeit erhalten.

Aber auch die Täler des Isonzo und seiner Nebenflüsse zeigen allenthalben deutsche Spuren, und wenn an vielen Orten spätere Kolonisation nachzuweisen ist, so sei hier nur bemerkt, daß man bei näherem Eingehen auf diese Fragen mehr und mehr die Ansicht gewinnt, daß solche Kolonisierung mit Vorliebe in Gegenden getrieben wurde, wo sich schon Reste einer älteren germanischen Bevölkerung vorfanden.

---

[1]) Ohne die Reformation im Engadin wäre gleichwohl das Vinschgau noch heute vielleicht nicht verdeutscht!

[2]) Zu den ältesten Ortsnamen germanischen Ursprungs im Etschland rechne ich Truden, Gummer, Moritzing, Nordheim (im Sarntal) und besonders Hafling, jene weite Siedlung auf der Hochfläche am Fuß des Ifinger. Alle anderen -ing sind romanisch oder mindestens zweifelhaft; Planitzing z. B. entstand aus Planitzig; Hafling wird zu dem germanischen Volkstum gehören, das ins Sarntal gedrungen ist, und das schon früher Dahn und Steub für die Goten in Anspruch nahmen.

[3]) A. a. O., S. 418.

[4]) Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 47.

Rechnen wir hierzu die »Meraner«, die an der Küste von Neumarkt-Monfalcone und Tybein-Duino bis zur istrischen Halbinsel in ziemlicher Anzahl, wenn nicht als geschlossenes Volkstum gesessen haben müssen, sowie die Volkstrümmer in den Alpen, besonders Sauris, so stehen wir wieder vor sehr erheblichen Überresten älterer germanischer Siedlung, und wer weiß, wie viel noch hinzukäme, wenn hier, auf österreichischem Gebiete, ein so glücklicher Entdecker erstünde wie weiland Postmeister Widder in Vicenza.

Auch hier können nur Langobarden oder Goten in Frage kommen, um dieses Phänomen zu erklären.

Daß es aber keine Langobarden sind, deren Nachkommen hier so lange sich bei ihrer alten Sprache hielten, etwa weil sie in der Grenzmark dichter saßen, das soll sofort an der Hand geschichtlicher Überlieferung erwiesen werden.[1])

Vorher sei aber nochmals darauf hingewiesen, daß es in unserem Gebiete völlig an den patronymischen Ortsnamen fehlt, die wir in der Lombardei kennen gelernt haben. Vgl. S. 57 des vorigen Jahrganges.[2])

Was lehrt uns nun die Historia Langobardorum?

Im Frühjahr 568 verließen die Langobarden ihre Sitze in Pannonien und gelangten zu Ostern nach Forum Julii (Cividale), ohne den geringsten Widerstand zu finden. Paulus bemerkt ausdrücklich, daß sie gleich mit Weib und Kind und aller Fahrhabe ausgezogen seien.

In Friaul wurde ein Herzog eingesetzt, dann ging es weiter, jenseits der Piave längs der Via Postumia, also nahe am Gebirge, dem Lande der Verheißung entgegen. Das war aber das damalige Ligurien, das ist das Land westlich der Adda, das Land der Ernten, dessen Fruchtbarkeit, die ja auch heute noch berühmt ist, sogar zu der Erklärung des unverstandenen Namens aus legere, gleich colligere, verführte.

Vicenza und Verona wurden berührt, ohne daß man sich um die Kastelle in der Flanke kümmerte: Oderzo, Padua, Monselice, Mantua, Cremona blieben in den Händen der Römer, trotz der Lage der vier letzteren auf dem linken Ufer des Po. Schon im September hatte der Völkerzug Mailand erreicht; aber Pavia leistete ernsten Widerstand. Dieses wurde nun eingeschlossen und drei Jahre lang belagert. Während der Belagerung drang Alboin auch in Tuscien ein, aber nicht Teile des Volkes begleiteten ihn, sondern nur Truppen (Gefolgschaften). Dies erhellt aus Paulus II, 26, »cum electis militibus«.

Das Volk wurde inzwischen im Lande seiner Sehnsucht angesiedelt, und so finden wir die noch erkenntlichen alten Sippensitze (-engo) im weiten Umkreis um Pavia, besonders zahlreich am linken Poufer, von Turin bis an den Mincio, und in der Gegend von Pavia auch aufs rechte Ufer übergreifend; über den Apennin gehen sie nicht hinaus. Die oben genannten Kastelle aber wurden erst lange nachher von den Langobarden besetzt.

---

[1]) Es verlohnt sich wohl der Mühe, auf diesen Punkt zurückzukommen, denn hierin liegt der Schwerpunkt meiner Ausführungen. Während Galanti nur beweisen wollte und bewies, daß die Cimbern keine Reichsdeutschen waren, hat er doch nur wahrscheinlich gemacht, daß sich unter den Stämmen, aus denen sich ihr Volkstum bildete, Ostgoten in größerer Zahl vorfanden. Es konnten aber vielleicht, nach seiner Beweisführung wenigstens, auch Langobarden den Grundstock bilden, die Goten am Ende doch ihrer Masse nach anderswohin gekommen sein. Indem aber hier die Langobarden als maßgebender Faktor ausgeschlossen werden, bleiben eben nur die Goten übrig, somit wird hier zum ersten Male, wie ich denke, nicht nur die Frage nach der Herkunft der Cimbern, sondern auch die so lange ungelöste Frage nach dem Verbleib des ostgotischen Volkes, wie ich hoffe, überzeugend beantwortet.

[2]) Krones nennt Artegna, das einst Artingen geheißen haben soll, a. a. O. S. 419; da es aber schon bei Paulus Diac. als Artenia vorkommt, so ist mir jene Form als ursprüngliche höchst zweifelhaft.

Padua ergab sich erst um die Wende des Jahrhunderts, Monselice etwa 602, bald darauf Cremona, Mantua noch später, beide unter sehr bedenklichem Beistand eines avarischen Hilfskorps. Alle diese Striche blieben frei von Sippensiedlungen der Langobarden, bis auf Cremona, das nach den noch vorhandenen Spuren damit ausgiebig, und Mantua, das schwächer besetzt wurde. Am rechten Poufer finden sich in der alten Emilia, von Piacenza abwärts, keine Ortsnamen auf -engo. Am dichtesten sind sie, wie schon früher gesagt wurde, um Cremona, Crema, Lodi, Brescia, Bergamo, dann folgen Vercelli, Novara, Biella, Casale, Asti und Alessandria, letztere drei Bezirke am rechten Poufer.[1])

Im ganzen entspricht also die Verbreitung dieser germanischen Patronymica dem Umfang der einstigen Lombardei. Gerade in dieser Landschaft sind aber auch heutzutage ungemein oft Personennamen zu finden, die auf verschwundene Namen dieses Typus deuten, Namen wie Ottolenghi u. dergl.

Sollen sich also im östlichen Oberitalien gar keine Langobarden sippenweise niedergelassen haben? Neigung hierzu hatten sie nicht, wie aus folgendem hervorgehen dürfte.

Zum Herzog in der Furlaner Grenzmark bestellte Alboin gleich bei der Besitznahme seinen Stallmeister und Neffen Gisulf. Natürlich dachte kein Mensch daran, daß dieser, mit dem weiterziehenden Volk nur durch Wege verbunden, die überall von Römerkastellen flankiert waren (Oderzo ergab sich erst unter König Rothari, um 640), ohne eine angemeßne bewaffnete Macht in seinem Kastell zurückbleiben solle. Aber Gisulf dachte weiter. Er weigerte sich, diesen Posten zu übernehmen, wenn ihm nicht gestattet würde, selbst eine Anzahl der tüchtigsten Sippen (generationes, sagt Paulus, II. Buch, 9. Kap.[2]) auszuwählen, die sich mit ihm ansiedeln sollten.

Gisulf sah also voraus, daß das Volk vorerst in Masse weiter nach Westen, nach dem gelobten Lande Ligurien ziehen werde, um sich dort niederzulassen. Man braucht weder anzunehmen, daß ihn die Besatzung von Oderzo schreckte, noch daß er den Avareneinfall von 610 ahnte, aber man wird annehmen dürfen, daß er gegen ein Nachdrängen des volkreichen Slavenstammes sich sichern wollte.

Gewiß wurden im Laufe der Langobardenherrschaft in allen unterworfenen Gegenden streitbare Männer angesiedelt, aber das waren Adelige und deren Gefolgschaften[3]), die namentlich die Kastelle besetzten, mit Vorliebe aber, anders als die Franken der ersten Periode, sich in den Städten aufhielten; besonders Brescia bewohnten viele von ihnen (Paulus V, 36). Eine landsässige Bevölkerung von ackerbauenden Farae gab aber, namentlich für einen Verteidigungskrieg, eine nicht zu unterschätzende Verstärkung dieser Kriegsleute; so muß wohl das Verlangen Gisulfs gedeutet werden.

Man mag bestreiten, daß alles, was Paulus von den Verhandlungen Gisulfs wegen dieser Volkssiedlung erzählt, als erwiesen zu betrachten sei. Allein Paulus, der selbst aus Friaul stammte, wo seine Vorfahren sich mit Gisulf niedergelassen hatten, verfügte jedenfalls über Traditionen, die glaubwürdig und mindestens so

---

[1]) Die Bezirke Pavia und Mailand weisen heutzutage keine -engo auf!

[2]) Generationes, clanartige Geschlechtsverbände, vergl. III, S. 5 ff., fara im Sinne von Sybel, Entstehung des deutschen Königtums, S. 31, nicht im Sinne der späteren Zeiten, wo das Wort zur Zeit der Gesetzgebung König Rothars zu der Bedeutung von parentela herabgesunken war. In letzterem Sinne wurde fara, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 57, im Anschluß an die Ausführungen Galantis gebraucht, doch sollte damit durchaus nicht die Entstehung der -engo auf lauter parentelae zurückgeführt werden. Die ersten Gründungen möchte ich eher den generationes zuschreiben, solche werden auch, wegen ihrer Kopfzahl, eher ihren Namen durchgesetzt haben, andererseits dürften Namen wie Romanengo und Martinengo doch auf eine etwas spätere Zeit weisen.

[3]) Gastaldi: Sculdahes, Nobiles, Gasindii. Leg. Langob., Ed. Rothari, 15. 17. 23., Leg. Luitp. 62.

beschaffen sind, daß sie einen wahren Kern, die Erinnerung an eine ungewöhnliche, außer der Reihe erfolgte Volkssiedlung in zuverlässiger Form bietet.

Somit darf wohl behauptet werden, daß die geschichtliche Überlieferung die Ergebnisse der toponymischen Untersuchung vollauf bestätigt. Dieser Umstand kommt aber auch dem zugute, was wir oben wegen des Vicentiner Gebietes gesagt haben.

Es liegt auf der Hand, daß der Volkszug sich vorerst ohne dringende Gründe nicht weiter schwächte, sondern geschlossen dem Ziele zustrebte, das überdies das Ideal eines jeden einzelnen darstellte. Das war ja offenbar der ursprüngliche Plan, der nur im Hinblick auf die besonderen Verhältnisse der Grenzmark modifiziert worden war. Der Marsch nach der weiten Provinz Ligurien war schließlich doch keine Promenade, die Volkszahl eine mäßige. Wohl darum hatte man sich auch Anschluß von allerlei Völkersplittern gefallen lassen[1]), insbesondere von 20000 Sachsen, die später infolge von Zerwürfnissen wegzogen.

Aus allem diesem muß man schließen, daß die Ansiedlung der Farae erst bei oder nach der Belagerung Pavias stattfand. Daß sich aber viele »generationes« nun bereit fanden, in die weniger günstigen Gegenden östlich der Etsch zurückzuwandern, ist um so weniger wahrscheinlich, als das von Franken und Römern bedrohte Volk Grund hatte, sich beisammen zu halten.

Nur beiläufig sei erwähnt, daß die Etsch nicht weit unterhalb Verona (Albaredo) noch kein ausreichendes Flußbett sich eingeschnitten hat, und, wie der Po in seinem unteren Lauf, nur durch Dämme vom Austreten abgehalten wird, die nach der langen Kriegszeit sicher verfallen waren; so bedrohtes Land konnte germanische Eroberer ebensowenig locken, wie das Hügelland am Abhang der Alpen oder so von Wasserläufen durchschnittenes Gebiet, wie das Graticolato Romano und seine Nachbarschaft zwischen Treviso und Padua.

Auf Langobarden kann daher, entgegen der Annahme des so scharfblickenden Steub, deutsches Wesen in Venetien nicht zurückgeführt werden, auch Galanti hat demselben noch einen zu großen Platz eingeräumt, wenn es auch möglich ist, daß Langobarden da, wo sie unter anderen Germanen saßen, ihre Sprache beibehalten haben.

Hier scheint mir auch der Platz, einer merkwürdigen Uberlieferung des 12. Jahrhunderts zu gedenken. Ich meine die von Riezler[2]) beschriebene Aufzeichnung eines St. Emmeramer Kodex mit folgendem Inhalt: Huni - Wnger - Gothi - Meranere - Wandali - Nortlute - Amelunge - Baier - Sclaui - Wilz.

Es gilt, Sinn und Wert dieser Notiz zu prüfen. Wir sehen sofort, daß jeweils auf ein lateinisch dekliniertes Wort ein deutsches Wort folgt, nur Amelunge macht eine Ausnahme; da überdies unsicher, ob »Baier« sich darauf bezieht — es scheint etwas ausgefallen zu sein —, so können diese zwei Worte unbeachtet bleiben.

Dann haben wir vier Wortpaare, Völkernamen, je eine lateinische und eine deutsche Form; also eine Übersetzung des gelehrten Ausdrucks in die Volkssprache. Hunni-Ungarn ist unbedenklich, Sclavi-Wilzen insoferne zutreffend, als die Wilzen zur kritischen Zeit der bedeutendste slavische Stamm gewesen sein werden, mit dem die Deutschen Kämpfe bestanden, der am meisten von sich reden machte; Wandali-Nortlute gibt einen guten Sinn, wenn man unter dem zweiten Wort Bewohner der neu errichteten Nordmark versteht, und Wandali, wie es ja auch später noch geschah, als die freilich unrichtige Latinisierung des Wendennamens der obotritischen Bewohner dieser Mark betrachtet.

Die Notiz verdient also wohl Beachtung, die ihr ja auch Riezler nicht versagt. Was aber ergibt sich daraus für uns?

[1]) Paulus nennt Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, »Suavi« und Noriker.
[2]) Geschichte Baierns, I., 62. Note 2.

Meranien ist, wie schon bekannt, das Küstenland der von Otto I. dem Reiche angegliederten friulischen Mark, Meranere sind dessen Anwohner.

Der Verfasser der Aufzeichnung betrachtet sie aber offenbar als deutschen Stammes, was sich übrigens aus dem Worte Meranien schon zu ergeben scheint. Küstenbewohner gab es ja viele, aber Deutsche, die am Meere saßen, nur hier, die Niederdeutschen saßen ja an der See. Der Verfasser hält sie aber, das ist wichtig, für keine Reichsdeutschen, die sich seit 952 hier niedergelassen hatten, sondern für ältere Siedler, die er oder seine Zeitgenossen für Goten halten. Das mag für uns nicht zu bedeutend in die Wagschale fallen; aber nachdem wir uns überzeugt haben, daß Langobarden hier nicht in dichter Siedlung saßen, daß überhaupt nur an Goten gedacht werden kann, so erscheint uns solches Zeugnis aus früher Zeit nicht als eine wunderliche Mönchsidee, sondern als der Beweis, daß damals noch eine Tradition lebendig war, die wir für richtig, für zutreffend zu halten alle Ursache haben.

Nach dem, was wir oben über die deutsche Einwanderung ins Friaul gesagt haben, dürfen wir wohl annehmen, daß die deutsche Sprache in dieser Gegend in weit höherem Maße an der Entwicklung der oberdeutschen, namentlich der bayerischen Mundart teilgenommen hat, als dies bei den Cimbern der Fall gewesen ist.

Da aber das Deutsche hier sich nur in wenigen kleinen Sprachinseln erhalten hat, so könnte die Richtigkeit dieser Annahme nur aus Sprachdenkmälern einer älteren Zeit geprüft werden. Ob die Schriften Thomasins, der ja eine deutsche Bildung genossen haben muß, einen Anhalt zu gewähren geeignet sind, wollen wir nicht entscheiden.[1]) Das aber steht fest und ist wohl zu beachten, daß die Mundart von Sauris wesentliche Übereinstimmung mit der cimbrischen Mundart aufweist. In Bladen, Timau, die in enger Fühlung mit Tirol gestanden haben, scheint dies weniger der Fall zu sein, resp. gewesen zu sein, Deutschruth, das eine jüngere Kolonie war, ist schon oben erwähnt.

Dagegen finden wir, wenn wir nur etwa zwei Drittel des Weges von Görz nach der Brenta, die wir vorläufig als Ostgrenze Cimbriens betrachten wollen, nach Osten zurücklegen, an den Ufern der Kulpa eine deutsche Sprachinsel noch unaufgeklärter Herkunft[2]), deren Mundart ganz merkwürdige Ähnlichkeiten mit der cimbrischen aufweist, Ähnlichkeiten, die in keiner Weise dadurch bedingt und zu erklären sind, daß beide Mundarten eine gewisse Beeinflussung durch den bayerisch-österreichischen Dialekt nicht verleugnen können.

In der Tat rechnen die Sprachforscher beide Mundarten zu den oberdeutschen und speziell zur bayerischen Mundart. So Paul, Grundriß der germanischen Philologie, Band I, S. 540.

Ist denn aber gegen einen solchen Ausspruch der Wissenschaft ein Widerspruch zulässig? Ob dieser Widerspruch einmal erhoben werden wird, muß den Fachleuten überlassen werden, hier ist ein solcher, wie gleich hervorgehoben wird, in keiner Weise beabsichtigt.

Im Gegenteil, was hier noch über diese sprachliche Seite des Problems ausgeführt werden soll, sind Schlüsse, die gerade die Ausführungen bewährter Linguisten, derselben, die bei Paul angezogen sind, zur Grundlage nehmen wollen. Überhaupt ist nicht beabsichtigt, Linguistik zu treiben, was Berufenen überlassen wird, sondern die Ergebnisse linguistischer Forschung zu verwerten. Da ergibt sich uns aber folgendes:

Die cimbrische und die Gottschewer Mundart in ihrem heutigen Lautbestand zählen zum bayerischen Dialekt; halten wir das fest. Ist deshalb die Tatsache, daß

[1]) Vergl. Schröer, Ein Ausflug nach Gottschee, Sitz.-Ber. d. K. Akad. d. Wissenschaften, Wien, 60. Bd., S. 170.

[2]) v. Czoernig, Die deutschen Sprachinseln im Süden etc., Klagenfurt, 1889, S. 17.

die Bewohner der beiden Landschaften der Abstammung nach in der Hauptsache Bayern sind, erwiesen? Diese siedlungsgeschichtliche Frage ist es, die wir in Kürze erörtern wollen.

Kein geringerer als Schmeller war es, der in den Jahren 1833 und 1844 die cimbrischen Berglande bereiste und den damals noch lebendigen Dialekt erforschte und in mehreren Schriften festlegte.

Im Jahre 1867 bereiste Schröer im Auftrag der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften das Ländchen Gottschee, um, nachdem er schon die übrigen deutschen Sporaden in Österreich untersucht hatte, dasselbe auch für die Mundart des Ländchens an der Kulpa zu tun.

Was war nun das Ergebnis der Untersuchungen in tatsächlicher Hinsicht?

Zunächst, wie schon oben erwähnt, daß es sich hier nicht wie im abgelegenen Siebenbürgen um isolierte Dialekte, sondern um Abarten der bayerischen Mundart handle; sodann aber die Feststellung sehr merkwürdiger Eigenheiten derselben.

Es ergab sich, daß in beiden Mundarten in der Regel, mit einer Ausnahmen zulassenden Gesetzmäßigkeit, der Anlaut W in B verwandelt werde, ebenso F im Anlaut zu W, und ferner, daß eine dem Deutschen fremde Unsicherheit in der Aspirierung des Anfangsvokales bestehe, so daß Worte, die im Deutschen mit einem H beginnen, dieses H bisweilen verlieren, bisweilen auch nicht, und daß hinwieder ein H am Wortanfang erscheint, das im Deutschen nicht vorkommt.

Wie erklärt man nun diese gewiß nicht bayerische Eigenart? Aus dem Einfluß der nichtdeutschen Nachbarn?

Aber da für W und F dasselbe im ungarischen Bergland, in der Zips, im Krickehaierland etc. stattfindet[1]), so müßte man annehmen, daß der Einfluß des Italienischen, Slavischen und Magyarischen sich ganz gleichmäßig äußere? Schmeller hatte sich mit dieser Tatsache, die ihm wohl nicht bekannt war, nicht abzufinden, ebensowenig kannte dieser Gelehrte die erst nach seinen Tagen ermittelte Tatsache, daß die sieben und die dreizehn Gemeinden nur ein winziges Uberbleibsel eines die Tiefebene einst weithin und an verschiedenen Punkten bedeckenden germanischen Sprachgebietes seien; Schröer dagegen kann sich nicht verhehlen, daß hier keine zufälligen Äußerlichkeiten vorliegen, die ihren Ursprung rein lokalen Verhältnissen verdanken.

Er bekennt offen[2]): »Merkwürdig ist es nun, daß sich bestätigt, was ich geahnt: um all diese Sporaden der österreichischen Monarchie schlingt sich — außerdem daß sie ein gleiches Schicksal tragen — ein Band der Blutsverwandtschaft, was bei den großen räumlichen Entfernungen wirklich wunderbar erscheint.«

Und weiterhin, S. 170, heißt es, nach Erwähnung verschiedener Besonderheiten bei den Cimbern, sie »lassen durch alle bayerisch-österreichischen, überwältigenden Einflüsse hindurch, immer noch etwas durchschimmern, das von weiterher stammt«. Daraus geht schon hervor, daß er den heutigen Lautbestand zwar im großen und ganzen mit Schmeller für einen dem bayerischen sich am meisten nähernden hält, dies aber keineswegs für vollbeweisend für die Abstammung der betreffenden Volksgruppen erachtet. Das spricht er vielleicht noch nachdrücklicher aus bei Besprechung[3]) des wichtigen Umstandes, daß der cimbrische wie der Gottschewer Dialekt den bayerisch-österreichischen Plural des persönlichen Fürworts zweiter Person ös oder es (Es habts) nicht kennen, obwohl er für den bayerischen Dialekt nach Weinhold (bayerische Grammatik), jedenfalls für das 14. Jahr-

[1]) Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes.
[2]) Schröer, Ein Ausflug nach Gottschee, S. 168—170.
[3]) Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes, S. 229.

Belfort
BASEL
Schaffhausen
Konstanz
Kempten
Lindau
Bregenz
St. Gallen
Zürich
Appenzell
Feldkirch
Bludenz
Arlberg
Landeck
Reutte
Lechtaler Alpen
Madrisahorn
Silvretta
Ortler
Neuchâtel
la Chaux de Fonds
Biel
Solothurn
Aarau
Luzern
Sempach
Zug
Willisau
Sarnen
Stans
Altdorf
Schwyz
Glarner Alpen
Tödi
Piz Linard
Schuls
Bern
Thun
Interlaken
Brienz
Freiburg
Lausanne
Vevey
Montreux
Genfersee
Rhone
Rhein
Inn
Julier
Albula
Bernina
Berninapass
Stilfserjoch
Tirano
Edolo
Adamello
Mezzolombardo
Sondrio
Das Veltlin
Chiavenna
Splügen
Bernhardin
Gotthard
Furka P.
Rhonegletscher
Oberalpsee
Disentis
Thalkirch
Platz
Julier P.
Albula P.
Ofenpass
Zernez
Scanfs
Samaden
Pontresina
Poschiavo
Tirano
Aprica P.
Tonale P.
Mte Tonale
Mte Adamello
Mte Presanella
Mte Cevedale
Ortler
Mte Disgrazia
Mte Bernina
Mte Rosegg
Mte Scerscen
Mte Roseg
Mte Palü
Mte Julier
Mte Corvatsch
Mte Piz Linard
Mte Tödi
Mte Scopi
Mte Adula
Mte Rosa
Mte Leone
Mte Cervin
Mte Combin
Mte Velan
Mte Dolent
Mte Blanc
Mte Iseran
Mte Cenis
Mte Viso
Mte Ormelon
Mte Paradiso
Mte Rosso
Mte Generoso
Mte Pizzo
Mte Legnone
Mte Grigna
Mte Resegone
Mte Baldo
Mte Pizzo Coca
Mte Pizzo Redorta
Mte Pizzo Arera
Mte Pizzo Scalino
Mte Pizzo Stella
Mte Pizzo Tre Signori
Mte Pizzo Badile
Mte Pizzo Cengalo
Mte Pizzo Bacone
Mte Pizzo Gallegione
Mte Pizzo Cavargna
Mte Pizzo Cavallo
Mte Pizzo Vorande
Mte Pizzo Scopa
Mte Pizzo Vestime
Mte Pizzo Veres
Mte Pizzo Donnas
Mte Pizzo Gattinara
Mte Pizzo Biella
Mte Pizzo Arrea
Mte Pizzo Lanslebourg
Mte Pizzo Chiusso
Mte Pizzo Susa
Mte Pizzo Dora Riparia
Mte Pizzo Dora Baltea
Mte Pizzo Orco
Mte Pizzo Stura
Mte Pizzo Tanaro
Mte Pizzo Po
Mte Pizzo Ticino
Mte Pizzo Adda
Mte Pizzo Oglio
Mte Pizzo Mincio
Mte Pizzo Serio
Mte Pizzo Brembo
Mte Pizzo Seriana
Mte Pizzo Gandino
Mte Pizzo Val Camonica
Mte Pizzo Val Trompia
Mte Pizzo Val Sabbia
Mte Pizzo Val Rendena
Mte Pizzo Val di Non
Mte Pizzo Val di Sole
Mte Pizzo Val di Fassa
Mte Pizzo Val di Cembra
Mte Pizzo Val di Primiero
Mte Pizzo Val di Zoldo
Mte Pizzo Val di Cadore
Mte Pizzo Val di Sesto
Mte Pizzo Val di Braies
Mte Pizzo Val di Landro
Mte Pizzo Val di Dobbiaco
Mte Pizzo Val di Casies
Mte Pizzo Val di Anterselva
Mte Pizzo Val di Vizze
Mte Pizzo Val di Ridanna
Mte Pizzo Val di Passiria
Mte Pizzo Val di Venosta
Mte Pizzo Val di Monastero
Mte Pizzo Val di Müstair
Mte Pizzo Val di Livigno
Mte Pizzo Val di Poschiavo
Mte Pizzo Val di Bregaglia
Mte Pizzo Val di Mesocco
Mte Pizzo Val di Blenio
Mte Pizzo Val di Leventina
Mte Pizzo Val di Bedretto
Mte Pizzo Val di Formazza
Mte Pizzo Val di Antrona
Mte Pizzo Val di Ossola
Mte Pizzo Val di Vigezzo
Mte Pizzo Val di Centovalli
Mte Pizzo Val di Maggia
Mte Pizzo Val di Verzasca

Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien
Romanisches Sprachgebiet
Slavisches Sprachgebiet

hundert schon nachgewiesen ist, wenn es nicht ein alter Dual sein sollte, was Schröer bezweifelt.[1])

Wie erklärt nun Schröer diese ins Auge fallende und so wunderbare Verwandtschaft, die schon lange in unserem teueren Vaterlande die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, wenn sie sich zwischen Irokesisch und Inkasprache ergeben hätte? (wie ähnlich bei Schröer zu lesen, Ausflug S. 166). Er erklärt sie dadurch, wenn ich ihn recht verstehe, daß er in all diesen Gegenden eine gemischte, aber gleichartig gemischte Einwanderung aus verschiedenen Gegenden Deutschlands annimmt, namentlich nennt er Flandrer, Sachsen, zu den ersteren rechnet er wohl auch die S. 170 erwähnten Niederrheiner, dann Ansiedlungen des deutschen Ritterordens, wie im Bautzenlande; daß er aber auch Schwaben und Mittelfranken nicht ausschließt, scheint aus anderen Stellen hervorzugehen: S. 172 etc. Zur Bekräftigung dieser Ansicht übernimmt er nun den verdienstvollen Nachweis einer auffälligen Übereinstimmung des cimbrischen und des Gottschewer Dialektes in Worten, die dem bayerischen nicht anzugehören scheinen (sie müßten denn für eine weit zurückliegende Zeit zu erweisen sein), und zwar eine Übereinstimmung, die vielfach bis zur Identität des Wortbildes geht. Dabei bekennt er aber offen, daß er für einzelne Worte in keinem Dialekte Deutschlands ein Analogon findet, auch nicht im Alt- oder Mittelhochdeutschen, sondern nur im Gotischen; aber auch dafür, woher die Veränderung W-B, F-W kommt, gibt seine Einwanderungsannahme keinerlei Erklärung, sie bleibt ihm wunderbar. Eigentlich hat aber der Verfasser die Erklärung schon gegeben, wenn er sagt, ein Band der Blutsverwandtschaft umschlinge alle diese Stämme. Wunderbar wäre nur, wenn eine Einwanderung aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, beginnend etwa mit Otto I., nach weit voneinander gelegenen Punkten des heutigen Österreich-Ungarn und Italiens im Laufe mehrerer Jahrhunderte mit dem Erfolg hätte geleitet werden können, daß ein eigentümliches Volkstum entstand, das, ungeachtet der »überwältigenden Einflüsse« des Nachbardialektes, eine ganz eigentümliche Lautverschiebung, verbunden mit einem immerhin sehr originellen Wortschatz, sich leistete. Hieran allein, scheint es, müßte dieser Erklärungsversuch scheitern.

Aber wenn es uns gelungen ist, oben für den cimbrischen Bezirk diese massenhafte Einwanderung aus später Zeit als unmöglich, ja als tatsächlich durch den Nachweis viel früheren Bestehens eines Deutschtums widerlegt hinzustellen, so wird dieser so wenig befriedigenden Annahme ohnehin der Boden entzogen.

Das gemeinsame Band, das Band der Verwandtschaft muß dann ein solches sein, welches die fraglichen »Sporaden« mit den Cimbern, also, nach dem früher Erörterten, mit deren Vorfahren, den Goten, verbinden könnte. Für die Gottschewer Gegend ließe sich nun schon wegen des Lautes des Namens, wie auch wegen der nahen Lage einiger Glauben erwarten. Aber das ungarische Bergland? Wird hier nicht zuviel bewiesen?

Ich denke nicht.

Wir brauchen die Zipser und ihre Nachbarn noch gar nicht ohne weiteres zu Goten zu stempeln, aber allenthalben im Bereiche der österreichischen Monarchie, wo wir unterhalb der Enns deutsches Sprach- und Volkstum finden, ist die Annahme wenigstens nicht von vornherein ausgeschlossen, daß hier vor dem Eindringen deutscher Siedler in der bayerischen und österreichischen Zeit schon deutsche Volkstrümmer vornehmlich ostgermanischer Abstammung gesessen haben und, von den nachfolgenden Einwanderern mehr oder minder stark in ihrer Eigenart beein-

[1]) Ausflug nach Gottschee, Wien 1870, S. 132.

flußt, dank dieser Verstärkung ihrer Nationalität (wenigstens zeitweise) erhalten blieben. Von Müllenhoffs Anschauung wegen der Umgegend von Wien war schon oben die Rede. Namen und Art der Zipser auf Gepiden zurückzuführen, war Schafarik nicht der erste, aber auch nicht der wenigst zu beachtende Forscher.[1]) Daß die Gepiden von den Langobarden nicht so völlig vernichtet wurden, wie manchmal angenommen wird, erhellt daraus, daß sie etwa 60 Jahre nach der Langobardenschlacht als Gefolgsleute der Avaren vor Byzanz erschienen,[2]) und daß ihrer noch im neunten Jahrhundert in Pannonien Erwähnung getan wird.

Andererseits wissen wir, daß ein Teil der auch von den Langobarden (493) in ihrer Kraft gebrochenen Heruler sich mit »den schlechtesten Sitzen in Rugiland« begnügen mußten; sie alle waren ostgermanischen Stammes, wie die Vandalen. Alle bis auf letztere hatten dem großen Reich mit gotischer Verkehrssprache des Attila angehört,[3]) bei allen können besondere Einflüsse, namentlich auch Blutmischung mit Völkern, denen die Westgermanen nicht oder weniger nahe traten, angenommen werden. Namentlich die Goten zogen weder in reine Ödländer ein, noch hinterließen sie solche bei ihrem Abzug, sie ließen Slaven und Sarmaten im Glück für sich den Boden bauen, wie sie es später für die Hunnen tun mußten.

Da kann wohl eine gewisse sprachliche Disposition den erwähnten Völkerresten gemeinsam geblieben sein, und es dürfte nicht beweisend sein gegen eine solche Annahme, daß die eine oder andere Tendenz durch die uns überlieferte gotische Schriftsprache nicht belegt wird, solche Tendenzen können eine jahrhundertelange Inkubationszeit durchmachen,[4]) ehe sie herrschend werden, resp. durchdringen.

Der Unterschied zwischen ostgermanisch und hochdeutsch, der Grimm noch gering dünkte, ist übrigens erst neueren Forschungen zufolge als erheblicher hingestellt worden, was Galanti noch nicht bekannt gewesen zu sein scheint, dabei wird aber auch jetzt auf Einzelheiten des Wortschatzes wenig Gewicht gelegt.[5])

Wenn daher nachstehend mit wenigen Worten des Wortschatzes gedacht wird, so geschieht dies nur in dem Sinne, daß eine besondere Gemeinschaft zwischen den Mundarten der Cimbern und der Gottschee dargetan werden soll, nicht aber etwa um zu beweisen, daß ihre Sprache sich dem Gotischen besonders nähere, wenn auch einige Einzelheiten selbst Schröer befremdeten.

Es ist eine nicht geringe Zahl von Worten, die den Leuten in Gottschee mit den Cimbern gemeinsam sind, ohne daß sie der benachbarten bayerisch-österreichischen Mundart anzugehören scheinen.

Hier sollen, des zugemessenen Raumes wegen, nur einige besonders merkwürdig scheinende Worte hervorgehoben werden, die übrigen kann, wer dies will, bei Schröer und Schmeller nachsehen.

Es folgen, wo nicht beide Formen übereinstimmen, nachstehend zuerst die Worte wie sie in der Gottschee, sodann wie sie bei den Cimbern vorkommen, daneben eine Übersetzung.

Dille, dilla, Heubühne; görz, gerz, Löffel; grimmen, sich erzürnen; hoiken, hocken, rufen; hienen, hünen, heulen; lai, lei, nur, gleichsam, eben; g. perichten,

[1]) Schafarik, Slavische Altertümer, ein Produkt jedenfalls vielen Scharfsinns und großer Belesenheit, wenn auch schon vor 60 Jahren verfaßt. Man beachte die Tradition der Probener, sie seien Reste eines großen Volkes, das einst weithin die Gegend beherrscht habe. Schröer, Mundarten des ungarischen Berglands, S. 216.

[2]) Vgl. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern.

[3]) Jung, a. a. O., S. 210.

[4]) Bruinier, Die Heimat der Indogermanen. Jahresber. d. Ver. f. Erdk. zu Metz, 1896/97, S. 36.

[5]) Paul, a. a. O. I., S. 362.

mit den Sakramenten versehen — c. borichten, das hl. Abendmahl spenden; tase, Tanne; tetten, säugen; tajen, saugen; töte, toto, Pate; triel, tril, Lippe; sache, sacha, Viehstand (bestiame); werten, wert, im vorigen Jahr; in oinder wert, in oandar werte, auf einmal; g. offe, Frosch — c. affa, Kröte; sechte, sechta, Lauge; wuder, weiter; waisten, lat. pedere; baude, baita, Hütte, u. a. m.

Viele anderen Übereinstimmungen ergeben sich von selbst aus der gemeinsamen Art der Lautänderung, wie bac, bec, Weg; auch habe ich vermieden, die Worte zu notieren, bei denen die zu grunde liegende altdeutsche oder mittelhochdeutsche Form bekannt war, wie bei wochitze, wocheza, Kuchen — fochanza, lat. focatia, u. s. w. Daß manche dieser Worte sich gerade auch im ungarischen Bergland finden, soll unerörtert bleiben, weil wir auf diese Mundart hier nicht näher einzugehen haben. Merkwürdig sind noch einige Worte des Dialektes der Gottschee, wie ades = jetzt, crisp = kraus, purc = Schwein, die zwar nicht als cimbrisch aufgeführt, die aber in cimbrischen Landen jedenfalls bekannt sind, da sie italienisch fast ebenso lauten: adess', crispo, porco.

Wieder andere Worte weisen auf ferne Länder, wie kone (got. qens) amma, ersteres Ehefrau, letzteres Hausfrau; kule, Grube, u. s. f., die uns bald zu den Niederrheinern oder Holländern, bald zu den Allgäuern führen würden.

Manche cimbrische Worte kommen auch in Tirol vor, wie knott — Fels, das erwähnte lei, stickel — steil, troje, Viehweg, so auch manche Gottschewer Worte im Kärntner Land; das wird niemanden wundern, der Dialektgrenzen beobachtet. Manches Wort hat einen gewissen Verbreitungskreis um sich gezogen, der gar nicht immer mit den eigentlichen Dialektgrenzen übereinstimmt, man denke nur an die Verbreitung der Namen der Wochentage, wie Ertag = Zischti = Aftermontag = Dienstag. Genug, eine ganz besondere Gemeinsamkeit wird man unseren beiden Mundarten nicht abstreiten, wie sie ja Schröer so sehr hervorhebt.

Nun waren aber die Cimbern spätestens im 9. und 10. Jahrhundert in ihren Sitzen zwischen Brenta und Etsch schon alteingesessen, wie wir im vorigen Jahrgang nachgewiesen. Schmeller-Bergmann geben uns dafür weitere Beweise an die Hand. So erhellt aus einer Urkunde von 917, also aus der Zeit vor Einverleibung der Mark Aquileja, als Italien unter Berengar, der sich auch Kaiser nannte, stand, daß ein von ihm dem Bischof von Padua geschenkter Landstrich im Brentatal, in der Gegend von Solagna, mit der Gerichtsbarkeit sowohl der Deutschen als der anderen Einwohner hingegeben wurde. »Tam Germanorum, quam aliorum hominum, qui nunc in prädicta valle Solana habitant.« Nichts berechtigt uns zu schließen, daß die an erster Stelle, als die zahlreicheren, erwähnten Germani erst angesiedelt worden seien. Das führt uns darauf, daß sie mindestens seit dem 9. Jahrhundert dort waren.

Die Einwanderung der Flandrer in Illyrien, resp. Krain etc., wie sie Schröer erwähnt, könnte aber erst weit später stattgefunden haben. Die mir ganz unnatürlich scheinende Annahme der Entstehung eines so eigentümlichen Dialektes, wie der cimbrisch-gottschewische es ist, aus solcher Zusammenwürfelung, erscheint daher um so unhaltbarer, als sie auch für die Gottschee sich gar nicht auf den geschichtlichen Nachweis solcher Einwanderung stützen kann, die für Kärnten und Krain ebensowenig feststeht, vielmehr scheinen hier die Ansiedler aus Bayern und seiner Ostmark hergekommen zu sein.

Bergmann selbst glaubt,[1]) die Einwanderung der Deutschen in die Gegend zwischen Verona und Bassano auf die Zeiten der Karolinger und früher zurück-

[1]) Einleitung zu Schmellers cimbr. Wörterbuch, Sitz.-Ber. d. Kais. Akad. 1855, Wien, Heft 2 u. 3, S. 87 ff. Damals war, wie nicht zu übersehen, noch nicht bekannt, in welchem Umfang der Fuß der lessinischen Berge einst von Deutschen besetzt gewesen sein muß!

führen zu sollen, er weist auf die Bischöfe von Padua hin, von denen im Zeitraum von 647—1050 22 Ultramontani gewesen seien. Aber nicht nur bemerkt Galanti mit Recht, daß auch jene, die aus Gallien kamen, so genannt werden konnten, sondern auch daß die Romanen sehr frühe schon germanische Personennamen führten. Man wird sich fragen müssen, ob denn Bischöfe der langobardischen und der Karolingerzeit in der Lage waren, große Mengen Volks anzusiedeln, da sie doch damals keine Landesherren waren. Und wie konnten die Bischöfe von Padua in den Gebieten jener von Verona, Vicenza, Belluno etc. Ansiedlungen hervorrufen?

Ob die Langobarden,[1]) die ihre 20000 sächsischen Verbündeten wegziehen ließen, weil sie ihnen nicht gestatten wollten, nach eignem Rechte zu leben, deutschen Einwanderern gegenüber nachgiebiger gewesen wären, und ob es damals in deutschen Landen in größerer Zahl Leute gab, die unter Verzicht auf eignes Recht sich am Südfuße der Alpen Ländereien, die noch frei, also natürlich minder gut waren, hätten anweisen lassen, mag sich jeder selbst sagen. Meines Erachtens war damals die Zeit der Auswanderung noch nicht gekommen, noch saßen die Landleute in deutschen Landen auf dem ungeteilten Eigen der Sippe, noch hätte ihnen ihren Wegzug niemand durch Ablösung ihres Anteils vergütet, und wenn wir auch etwas spätere Zeiten, etwa die früheste Karolingerzeit setzen, so war doch noch lange keine Übervölkerung da, und keinesfalls der Druck der seniores in austrasischen Landen so groß, um Wegzug in Masse zu rechtfertigen.

Wir müssen daher aus den schon im vorigen Jahrgang erörterten Gründen die Cimbern uns noch früher eingewandert denken.

Zwingt uns aber das enge Band, das Cimbern und Gottschewer verbindet, zur Annahme einer gemeinsamen Abstammung, so müssen wir sie auch eine geraume Zeit hindurch in einem gewissen Zusammenhange denken, der eine gemeinsame Sprachentwicklung ermöglicht, wie sie nicht durch die beiderseitigen Beziehungen zu den bajuwarischen Nachbarn erklärt werden kann. Wie soll man sich aber diesen Zusammenhang vorstellen?

Es wäre gewagt, in dieser Beziehung mit Behauptungen hervorzutreten, jedenfalls soll keineswegs aufgestellt werden, die Vorfahren der Gottschewer hätten sich in unmittelbarer Nachbarschaft der »Cimbern« nach der Katastrophe, die sie im 6. Jahrhundert betroffen, längere Zeit aufgehalten. Der Zusammenhang läßt sich auch anders konstruieren.

Sie werden durch geringere Abstände als jetzt getrennt zu denken sein, der Zusammenhang kann durch eine in jener Gegend Oberitaliens nicht unwahrscheinliche germanische Diaspora vermittelt worden sein. Diese ist inzwischen verschwunden, wie es für die »Meraner« sicher zu sein scheint. Ein Teil ist romanisiert worden, ein anderer aus seinen Sitzen weiter ins bergige Hinterland gedrängt, wie die Reste in den Tälern der Wippach und des Isonzo zeigen — selbst bis St. Veit am Flaum gehen ja die Spuren einstigen Deutschtums. Endlich blieb von der östlichen Gruppe nur das übrig, was sich in die unwegsamsten Waldgebiete an der Kulpa verzogen hatte, wie von den Cimbern ja auch die am längsten sich bei ihrem Volkstum erhielten, welche sich auf die Plateaus der sieben und der dreizehn Gemeinden oder in Seitentäler des Fersentales zurückgezogen hatten.

Ob sie durch Volkszunahme in den ebenen Gegenden, durch Grundherrn, die damals schon die romanischen Kolonen bevorzugten, vertrieben wurden, oder ob nicht ein gewisser Trieb nach Unabhängigkeit, Unlust enger Berührung mit der romanischen, respektive slovenischen Bevölkerung und die Sorge um Erhaltung

[1]) Vergl. das über die »waregangi« Gesagte, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 59.

der eigenen, hochgehaltenen Nationalität und Sitte, die man noch jetzt[1]) bei den Bewohnern der Gottschee bemerken will, mitwirkten, muß der Erwägung des Lesers überlassen bleiben.

So bestärkt uns die Wahrnehmung der Verwandtschaft zwischen Gottschee und Cimberland dadurch, daß es sich, je weiter wir zurückgehen, um immer größere Mengen altangesessener Germanen handelt, in der schon von Steub vertretenen Ansicht, daß wir es hier mit den Resten einer großen Volkssiedlung zu tun haben, von der gleichwohl keinerlei historische Kunde übrig geblieben, und in der Ansicht, daß dieselbe in die Zeit der großen Wanderungen zurückzuverlegen ist; andrerseits erhalten wir dadurch allein einen Anhaltspunkt, über die viel bestrittene Abstammung der Gottschewer eine Überzeugung zu äußern. Denn in dieser Ecke Illyriens wogten so lange die Völker ohne geschichtliche Kontrolle hin und her, daß sonst eine Hypothese kaum zu motivieren wäre.

So glaubte der berühmte Zeuß dieses Völkchen für Vandalen erklären zu müssen.

Seltsam, obschon er den Namen des Ländchens auf die Guduskaner der Annales Einhardi und auf das »Goutziska« des Porphyrogenitus zurückführt, lehnt er doch die Ableitung des Namens von Goten ab, weil die Sprache eine oberdeutsche sei; aber die Vandalen waren doch auch Ostgermanen, wie die Goten?

Die Ansicht Zeuß' wird nun bekämpft,[2]) weil die Guduskaner südlich der Kulpa saßen. Wir lassen es dahingestellt, ob nicht eine Verschiebung hätte eintreten können, wir halten es nicht einmal für nötig, auf die vielen anderen Anklänge an den Gotennamen uns zu stützen, wie da sind, Gotendorf-Gotna vas (Vgl. Slovenska vas in derselben Gegend!!) Götenitz, Gutenfeld etc. Schröer hebt das alles selbst hervor, schalkhaft einladend, daraus »abenteuerliche Schlüsse« im Sinne gotischer Herkunft zu ziehen; er weist solche, obwohl er nicht, wie andre, »Gottschee« für ein slovenisches Wort-Waldland[3]) hält, einfach ab mit dem Satze: »Keine Spur von Eigentümlichkeiten, die selbständig aus uralter vandalischer oder gotischer Wurzel entsprossen, unterschieden von den Mundarten markomannischen etc. Stammes sich entwickelt haben könnte.«

Bei den Krimgoten entstand aus dem Gotischen »veinagards« (Weinberg), nach Busbecq »Wingärt«, geradeso sagt man noch heute in Lothringen, aus »dags« Tag; Regen, Brot, Appel etc. fand er in ihrer Sprache. Wer kann nun wohl bestimmt sagen, wie sich gotische Wörter in einer Mundart im Lauf von 12—13 Jahrhunderten entwickeln mußten, wenn die Reste eines Gotenstammes, keineswegs ganz frei von Vermischung mit anderen Deutschredenden, einmal 200 Jahre unter langobardischredenden Herren, Richtern, Kriegsobersten, Geistlichen (jedenfalls so lange es bei den Langobarden noch arianische Bischöfe gab) fortlebten, dann allmählig Fühlung mit dem aus den nördlichen Alpentälern herüber dringenden Deutschtum oberdeutscher Art erhielten, und nun bis zur Zeit der Reformation regelmäßig deutsche Seelsorger, will sagen, Prediger, Lehrer sich von dort kommen ließen.

Will man da noch gotische Petrefakte entdecken?

Alles oben Gesagte trifft aber für die Cimbern vollkommen zu; die sprachliche Übereinstimmung der Gottschewer weist darauf hin, daß es teilweise auch für sie zugetroffen haben möchte.[4]) Dazu kommen die schon erwähnten, sonst kaum erklärlichen Andeutungen italienischen Einflusses, und dann noch einige immerhin

---

[1]) Titzenthaler, XII. Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde in Dresden, S. 27.

[2]) Schröer, Ausflug nach Gottschee.

[3]) Gosčevje — wieder nach anderen Koče-Blockhaus.

[4]) Sollte nicht ein kärntnerischer Dynast, ein Chazelin, ein Auersperger, in Venetien und Krain begütert, Kolonisten aus der Mark Aquileja nach dem schütter bevölkerten Land zwischen Gurk und Kulpa, dem berufenen »Dürren Krain« verpflanzt haben?

erwähnenswerte Ortsnamen. So finden wir auch im Wippachtal ein Gotsche, ebenda ein Farra, wie eines im Ländchen Gottschee blüht, es kommen beide Namen wohl vom Worte parrócchia, Pfarre. Ganz merkwürdig aber scheint mir, daß an der Kulpa auch der Ortsname Padua zweimal auftaucht!

Solche einzelne Namensübereinstimmungen sind ja nicht zu hoch anzuschlagen, aber wenn man einmal durch andere Gründe überzeugt ist, dienen sie wohl als willkommene Bestätigung; beweisend sind mir nur die zahlreich auftretenden Ortsnamentypen, wie sie oben besprochen wurden und die als für gewisse Kulturzustände und damit für gewisse Besiedlungsepochen ebenso kennzeichnend sind, wie ihr Fehlen.[1])

Die Legende von den kriegsgefangenen Franken von 1348 hält schon Czörnig für höchst anfechtbar,[2]) auch er nimmt uralte, allerdings vandalische Siedlung an.

Die Urkunde von 1363, bei Schröer, Ausflug, S. 177, abgedruckt, beweist doch nur, daß etwas vor dieser Zeit in den Walddistrikten Gottschee, Goteniz, Pölan, Costel und Ossiwniz sich die Bevölkerung vermehrt hatte und Kirchen entstanden waren, welche dem Rektorate Reiffnitz unterstellt wurden. Letzterer Ort wird schon damals eine ältere deutsche Siedlung gewesen sein.[3]) Woher das Volk der neuen Pfarreien kam, ist nicht gesagt. So können die Bewohner ebensogut irgendwo in der Nähe, oder auch in einiger Entfernung gehaust haben und nach dem Ödland, der alten Zuflucht aller Bedrängten, gekommen sein, wie es sich auch um allmähliches Anwachsen der deutschen Bevölkerung von Reiffnitz und anderen inzwischen slavisierten Gegenden handeln kann. Erhalten hat sich auch hier wieder der Teil, der die unwegsamsten und unbegehrtesten Bezirke innehatte, und so muß er in der Zeit des verallgemeinerten Verkehrs verschwinden, weil eben die Deutschen, besonders unserer Tage, ferne von dem Selbstgefühl der alten Probener und Gottscheewer, sich nur zu halten scheinen, wo dichte Berührung mit anderem Volkstum, namentlich die Einwanderung fremden Volkes in größerem Maßstabe fernegehalten bleibt, sonst schmilzt das Deutsche wie Schnee an der Sonne. Das ist traurig aber wahr!

Doch zum Schlusse!

Kehren wir zurück zum Ausgangspunkt unserer Untersuchungen, so finden wir, daß der Anblick der Entwicklung der Dinge im Norden und Süden der Ostalpen seit Anbruch des mittleren Zeitalters ein vielleicht einzig dastehendes Schauspiel, das gleichwohl fast unbeachtet sich abspielte, geboten haben muß.

Der Norden wird besetzt von Alemannen und Bajuwaren, die sich aber zuvörderst der flachen und dann der hügeligen Gegenden bemächtigen, während, erst am, dann nur mehr im Gebirge sich die Reste der romanisierten Provinzialbevölkerung, immer mehr zurückweichend, ihre alte Sprache bewahren, von der sich als letztes Überbleibsel (in den östlichen Alpen) nur noch die Bewohner der obersten Talstufen des Inns bei ihrer Nationalität erhalten haben, zu denen das Italienische nur in einem ärmlichen Hochtal, in Livigno, herübergreift. Auf der anderen Seite breitet sich die romanische Bevölkerung in der fruchtbaren Tiefebene, nach den Stürmen der Völkerwanderung rasch sich erholend, fast ungestört selbst durch die langobardische Eroberung, aus, die Eroberer so schnell sich assimilierend,

[1]) Daß die Toponymie der Gottschee viele Ortsnamen auf -dorf, so auch ein Katzendorf aufweist, auch -heim kommt vor, kann nach der Geschichte des Krainer Landes, welche ja nicht viel von der Kärntens und der Steiermark abweicht, nach dem früher Gesagten, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 55, nicht wundernehmen. Von freier Volkssiedlung ist keine Spur, die wenigen -ing sind aus -ig entstanden, also slavischen Ursprungs. Vergl. meinen Artikel im Korrespondenzbl. d. Gesamtver. d. deutschen Gesch. und Altert.-Vereine, 1900, S. 127.

[2]) A. a. O., S. 17.

[3]) Erwähnt 1220 als Dominium Engelberts.

daß, wie in der Waadt, nur die Toponymie davon Kunde gibt, eine wie zahlreiche germanische Volkssiedlung in erkennbarem Anschluß an die Königsstadt (hier Genf, dort Pavia) sich da einst niedergelassen hatte. Nur im östlichen Winkel Oberitaliens sind germanische Volkstrümmer erkennbar, erst noch im Flachland, analog den früh verschwundenen romanischen Landschaften an der Salzach und um den Bodensee, dann zurückgedrängt in die Täler, auf die Hochflächen, zu denen des Klimas halber im Norden keine ganz passenden Gegenstücke zu finden sind, zuletzt fast nur noch im Hintergrunde der tief in die Berge reichenden Täler.[1]) So haben wir auch im Süden den Eindruck, es mit einer Bevölkerung zu tun zu haben, die sich ihre Wohnsitze nicht, wie Eroberer, in den reichsten, fruchtbarsten Gefilden, ohne Rücksicht auf den Willen anderer frei bestimmen durften.

Das Hereindrängen slavischer Zuzügler von Osten vollendet den Parallelismus, der nur dadurch eine Verschiebung erleidet, daß im Laufe der Entwicklung von Norden her die Bayern sich im Etschland und in Friaul als Grundherren, als Kaufleute festsetzen und so ein neues Element hereinbringen, das zeit- und platzweise das ältere germanische Element stärkt und wenigstens südlich des Brenners bisher erhalten hat. Eine erfreuliche Tatsache, die freilich ausgeschaltet werden muß, wenn wir die Natur jener germanischen Siedlungen südlich der Alpen richtig verstehen wollen.

Zugleich werden wir aber gewahr, wie unerbittlich die Alpen auch hier ihre Funktion, eine Sprachenscheide zu bilden, ausgeübt haben, allerdings unterstützt von Gleichgültigkeit auf unserer Seite. Wir werden gewahr, wie eine ganze Provinz einst so dicht mit Germanen besetzt war, daß ein anders geartetes Volk sich diese Volksreste wohl hätte erhalten und angliedern können, wodurch dann dieses Volk eine Provence in bescheidenem Umfang und einen Zugang zum Mittelmeer sich geschaffen hätte!

In dem Volke aber, dessen Los sich dem der tributarii Romani auf der anderen Alpenseite so ähnlich gestaltet haben muß, dürfen wir die Nachkommen des edlen Gotenstammes erblicken, jener goti superati des Paulus. Ohne eignen König, ohne eignes Recht, und darum ohne eignen Namen lebten sie fort, kaum gekannt von dem deutschen Volke, das sich den trügerischen Schimmer der Kaiserkrone erkämpft hatte; nur seine schönsten Sagen von Dietrich und seinen Recken nahm Deutschland durch Vermittlung der Bajuwaren von den Tiefgefallenen entgegen und verflocht sie mit den Traditionen des stolzen Frankenstammes in einen Kranz (Nibelungenlied). Als man sich später des verwandten Stammes wieder erinnerte, da wollte niemand in der dienenden Magd die Königstochter erkennen, hatte sie doch in der Niedrigkeit den eignen Ursprung vergessen.

So träumte unser Dornröschen in der Einsamkeit seines Waldgeheges umsonst von dem Prinzen, der es erlösen soll. Nun ist er so gut wie ausgeträumt, dieser Traum, Dornröschen ist bald für ewig entschlafen.

Nur einmal streifte es freundlich ein Fürstenblick, da atmete es tiefer auf, aber der Sachsen König eilte, wie er wähnte, einer herrlicheren Braut entgegen. Hätte er den eroberten Bruderstamm allein erstrebt, sich an Dornröschen genügen lassen, wahrlich, es wäre wohl nicht sein Stamm mit dem dritten Sprossen elend verwelkt.

Auf Dornröschens Grab aber legen wir wehmütig, doch dankbar für die Treue, die es seinem Stamme so lange festgehalten, diese Zeilen nieder, die ihm seinen alten Rang und Ruhmestitel zurückfordern sollen.

---

[1]) Heißt doch sogar das hinterste Dörfchen im obersten Sarcatale, 1300 *m* hoch gelegen, Tedesca, und gleich dahinter findet sich ein Bedola, Diminutiv von Baita, Baude!

VI.

Es ist Zeit, daß wir uns noch den Silviern und somit den Westalpen zuwenden. Verschieden wie das Gelände ist hier auch der Umfang der Siedlungen, verglichen mit dem, was wir in den Ostalpen angetroffen haben.

Hier im Westen herrscht die strenge Gliederung des Kettengebirges, die Gebirge selbst sind die höchsten Europas, die mittlere Schartung ist von bedeutender Höhe, der Verkehr zwischen den einzelnen Flußtälern, auch desselben Flußgebietes, dadurch wesentlich erschwert; niedere Übergänge aus einem Stromsystem in das andere, wie Brenner, Scheideck, oder gar wie das Toblacher Feld und das »Gemärk« hinter Schluderbach kommen hier nicht vor. Auch von jenen klimatisch wie landschaftlich so wunderbaren, ja unvergleichlichen Hochflächen, wie die Porphyrplatten bei Bozen, die Plateaus von Lafraun, Breonio und so manche andere, ist hier nichts zu sehen; steil und jäh fällt das Hochgebirge in die lombardische Tiefebene ab, wie ein Blick von Mailands Dom auf die Monte Rosa-Gruppe lehrt.

Die wenigen in diese Täler versenkten deutschen Gemeinden Piemonts enthalten eine nicht gar zahlreiche Bevölkerung, und auch wenn wir berücksichtigen, daß deren Verbreitungsgebiet einstens beträchtlicher gewesen sein muß, so erhalten wir doch niemals auch nur entfernt solche Zahlen, wie sie für unser östliches Untersuchungsgebiet auch die bescheidenste Schätzung wird aufstellen müssen.

Dadurch wird es aber natürlich auch mißlicher, aus der Geschichte der germanischen Wanderungen zwingende Schlüsse auf die Abstammung dieser Siedler zu ziehen. Einzelne germanische Sippen können schließlich aus den verschiedensten Gegenden und bei gar mancherlei Anlässen in jene Hochtäler verschlagen worden sein.

Da nun aber die geschichtliche Überlieferung versagt, die örtliche Tradition gar nicht oder nur unsicher und unklar sich vernehmen läßt, die Untersuchung des Dialektes wegen der großen Neigung solcher Grenzbezirke, von den deutschen Nachbarn sich beeinflussen zu lassen, keine Entscheidung zu bringen verspricht, so darf nur dann ein zuverlässiges Ergebnis erhofft werden, wenn es gelingt, eine größere Gruppe von Siedlungen rätselhafter Herkunft, wie solche in jenen Gegenden nicht fehlen, unter einen Gesichtspunkt zusammenzufassen, so daß auch sie als ein Ganzes erscheinen und als solches eine so erhebliche Volksmenge darstellen, daß wir auch hier sagen dürfen: Eine solche zahlreiche Siedlung kann nicht unbeachtet sich in die Alpen verirrt haben, ihre Festsetzung muß mit einem der geschichtlich beglaubigten Wanderzüge germanischer Völker zusammenhängen; es frägt sich nur mit welchem. Versuchen wir, ob es nicht auch hier möglich ist, denselben auf dem Wege der Ausschließung zu ermitteln?

Welche dieser Siedlungen unsicherer Abstammung sind, werden wir erfahren, indem wir uns mit den bisherigen Erklärungen der deutschen Enklaven in Piemont, mit den Ansichten über die Abstammung der Silvier befassen.

Galanti erblickt auch in ihnen Goten, verstärkt durch Langobarden und andere Zuzüglinge deutscher Abkunft, wie er dasselbe ja auch von den Cimbern angenommen hat. Übereinstimmend mit Schott[1]) nimmt auch er an, daß die germanischen Siedlungen im Tocetal einstens erheblich weiter herabgereicht haben. Die Annahme einer bedeutenden Zuwanderung aus dem Wallis bestreitet er entschieden.

Wenn er meint, seine Annahme habe das für sich, daß sie die germanische Besiedlung der südlichen Alpentäler aus einer einheitlichen Ursache ableite, nicht für jede Gegend ein Herüberströmen aus den verschiedensten Stämmen und Land-

[1]) Albert Schott, Die deutschen Kolonien in Piemont, 1842.

schaften in den verschiedensten Zeiträumen unterstelle, so wäre ihm hierin wohl beizupflichten, wenn er nur wirklich eine einzige wirkende Tatsache aufstellte und nicht selbst eine Mischung verschiedener Stämme, vorherrschend allerdings von Langobarden und Goten, annähme. Auch könnte man ihm erwidern: Ist die Umlagerung der Nordseite der Alpen von germanischen Stämmen, die herüberkommen konnten, nicht auch eine einheitliche Tatsache?

Darum möchte ich doch glauben, daß die einfache Übertragung des für Venetien gefundenen Resultates auch auf die Silvier nicht angängig ist.

Mehr Gewicht dürften, so scheint mir, folgende Betrachtungen haben:

Die Art und Weise, wie wir die deutschen Siedlungen im Süden der Alpen verteilt finden, nämlich vorherrschend im Hintergrunde tiefeinschneidender Täler, mit unwiderlegbaren Spuren, daß ihr Sprachgebiet einstens erheblich weiter herabgereicht habe, verbunden mit dem Vorkommen ansehnlicher ehemaliger Verbreitungsbezirke am Fuße der Alpen, alles das entspricht auffallend der früheren und der jetzigen Verbreitung der vorgermanischen Volksreste in den Nordalpen, in den inneren Tälern der Aar, Reuß und Limmat[1]), im Rheintal, bis an, ja über den Bodensee, wie wir sie oben dargestellt haben, und in den hinteren Flußtälern von Iller, Lech, Loisach, Isar und Inn.

Wie für die Ostalpen, so kommen wir schon darum auch für den Bezirk der Silvier zu dem Eindruck, daß wir es hier wie dort in diesen germanischen Siedlungen ebenfalls mit einer unterdrückten, aus besseren Sitzen verdrängten Bevölkerung zu tun haben, wie das zweifellos bei den sogenannten »Romanen« der Nordalpen zutrifft. Ein germanisches Volk, das seine Sitze so ganz entgegen seiner sonstigen Sitte in rauher Berggegend zu nehmen gezwungen war, kommt aber in der Geschichte sonst nicht vor, diese Voraussetzung paßt wohl nur auf die Goten nach ihrer Niederlage, sonst hat es hier ein solches nie gegeben. An Siedlungen aus späterer Zeit, wo der unterdrückte und oft hörige deutsche Bauer weniger wählerisch war, ist hier keinenfalls für alle diese Siedlungen zu denken. Ihr Alter erweisen der Mangel an klarer Uberlieferung, das Hinabreichen gegen die Ebene im frühen Mittelalter, also in Gegenden, die nicht ohne Widerstand der Eingeborenen an Fremdlinge hätten abgetreten werden können, und teilweise auch die so altertümliche Sprache und die Ortsnamen.

Das Heranziehen der Langobarden zur Erklärung der silvischen Siedlungen halte ich nach dem Ausgeführten für unzulässig. Es wird genügen, hiewegen auf das oben im Abschnitt V. Gesagte zu verweisen. Daß langobardische Siedlungen, nach dem was sie in der eigentlichen Lombardei geleistet haben, eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen Verwelschung gar nicht erwarten lassen, ist ebenfalls schon früher erörtert worden.

Galanti spricht sich mit Recht gegen die Annahme einer starken Zuwanderung von Wallisern ins Gebiet des Mittelmeeres aus, ob aber mit ebensoviel Recht gegen eine Stammesgemeinschaft zwischen Wallisern und Silviern, scheint mir sehr zweifelhaft.[2])

Die Walliser bilden aber im Oberlauf des sonst ganz und gar romanischen Rhonebeckens eine auf den ersten Blick befremdende Erscheinung. Man hat sie

[1]) Wo allerdings im letzten Talhintergrunde wieder eine altgermanische Schicht auftritt, — davon weiter unten.

[2]) Ich kann Galantis Ansicht in diesem Punkte ebensowenig zustimmen, wie seiner Ableitung des Namens Wallis von Walen, wälsch. Wallis, Valais, Vallese kann doch wohl nur von vallis, das Tal, abgeleitet werden, wie ja auch das alte Volk der Nantuaten in diesem Tale so nach dem keltischen Worte »nant«, das Tal, geheißen haben wird. Freilich ist dabei nicht unmittelbar an das Wurzelwort zu denken, sondern an ein davon abgeleitetes »vallense«, wie Studer richtig bemerkt hat. Schweizer Ortsnamen, Zürich 1896.

lange für Burgunder gehalten[1]); aber was hätte wohl die Burgunder veranlassen können, sich diese alpine Gegend ganz im Gegensatze zu allen germanischen Völkern jener Epoche, in so großer Zahl zum Aufenthalt zu wählen, daß sie gerade hier ihre Sprache und Nationalität, die sie noch rascher eingebüßt zu haben scheinen als die Langobarden, doch durchzusetzen imstande waren? Hatten etwa die Römer, d. i. Aëtius, der ihre Verpflanzung nach Sabaudia unternahm, ein ersichtliches Interesse daran? Aber im Norden des Leman versperrten sie ja alle Alpenpässe, vom Mont Cenis bis zum Mons Poeninus, d. i. zum Großen St. Bernhard und zum Nufenenpasse! Oder war das Gebiet dort oben an der Rhone so entvölkert, daß auch ganz wenige Sippen ihre Sprache ungefährdet erhalten mußten? Im Gegenteil, selbst der oberste Bezirk Goms weist ziemlich viele romanische Ortsnamen auf.

Die Burgunder, die schon in ihren alten Sitzen am Main sich römischer Abkunft rühmten, die in ihrem sabaudischen Reiche die Jahre nach den römischen (später nach den oströmischen) Konsuln bezeichneten, waren gar wenig geeignet, diese Vorbevölkerung zu germanisieren. Sie waren schon im 5. Jahrhundert von einer so ehrenwerten, aber der Erhaltung der Eigenart gegen Völker von überlegener Kultur wenig dienlichen Milde gegen die Römer, daß sie im Wehrgeld eines Burgunden und eines Römers keinen Unterschied machten! Wie zudringlich sie sich gegen die Römer benahmen, hat Sidonius, mit wenig Verständnis für die Gutmütigkeit des Volkes, bekanntlich verspottet.

Nun sind aber überdies die Spuren von Anwesenheit burgundischer Siedler im Rhonetal von Martinach aufwärts so selten (wenn sie nicht ganz fehlen), daß Binding geradezu zweifelt, daß das burgundische Reich einst weiter hinauf reichte.[2]) Seine Grenze wäre also bei Pfynn, finis, gewesen?

Ein burgundisches Proletariat gab es nicht, sagt Binding mit Recht. Wer von den behäbigen »possessores« wäre aber wohl in die Gegend oberhalb Brieg gezogen?[3]) Denn was von da rhoneabwärts liegt, ist erst im späten Mittelalter deutsch geworden;[4]) das Deutsche drang von oben abwärts, nicht umgekehrt!

Nun ist aber nicht zu verkennen, daß die Sprache und das ganze Volkstum der Walliser sich nicht als rein alemannisch bezeichnen läßt, wie schon Schott aufstellte. Schott vereinigte daher diese und andere Schweizer Volksgruppen, die sich zwischen Freiburg und Bern, über Oberland und Wallis bis zum Splügen längs der Grenzen zweifellos alemannischen Wesens hinziehen, mit seinen »Silviern« unter die Rubrik: »lepontinische Deutsche«, zu denen also auch die deutschen Sprachinseln im Rheingebiet zählen würden.

Welches wäre nun aber der Ursprung dieser Lepontier, und namentlich der Walliser, wenn sie nicht Burgunder sind, wie Schott annimmt? Auf die Tulinger und Daliterner des Avienus oder die semigermani des Livius wird wohl niemand zurückgehen wollen; da wäre die cimbrische Legende doch glaubhafter?

Hidber nimmt an, die Walliser, die Bewohner des Tessintales, Livinertales, des Urserentales und des Haslitales seien mit den Silviern (er nennt nur die des Pommat) eines Stammes, und Hidber, als Berner Professor, urteilte nicht ohne eine nähere Kenntnis von Land und Leuten.[5])

---

[1]) A. Schott, Die Deutschen am Monte Rosa, 1840.

[2]) Binding, Die Geschichte des burgundischen Reiches, Leipzig 1861. Damals war keine burgundische Inschrift, kein burgundischer Schmuckgegenstand in dieser Gegend bekannt geworden, während im Waadtland eine Reihe von Fundstätten bekannt war.

[3]) Vergl. Gaupp, Die germanischen Ansiedlungen und Landteilungen, §. 47.

[4]) Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, III. Teil, 1899.

[5]) Hidber, Kampf der Walliser gegen ihre Bischöfe, 1875.

Er meint, sie seien von Süden her in ihre Sitze gekommen und hält sie für Langobarden.

Für eine Zuwanderung der Walliser aus den Südalpen spricht in der Tat vieles. Auch Hunziker[1]) nimmt auf Grund der Bauweise langobardische Beeinflussung an. Rein geographisch angesehen ergibt sich auch eine sehr bemerkenswerte Tatsache: Das alte deutsche Oberwallis, wenn man seine Grenze auch bis zur Lonza hinabsetzt, wo die Sprachgrenze im 13. Jahrhundert verlief,[2]) stößt nach allen Seiten entweder an romanisches Sprachgebiet oder an Talschaften, deren alemannischer Ursprung mindestens zweifelhaft oder von der Tradition der Talbewohner geleugnet ist. Es liegen ihm vor: überm Sanetschpaß das Simmental, über der Grimsel das Oberhasli, eine uralte Talgenossenschaft, über deren nicht alemannische Herkunft die Überlieferung, die nach dem fernen Norden weist, und die gemeine Meinung der Gelehrten ziemlich einig gehen; über der Furka die Urkantone Uri und Unterwalden, gleichfalls alte Markgenossenschaften, und Schwyz, von dem im 15. Jahrhundert Felix Fabri berichtet, daß seine Bewohner noch immer von allen Nachbarn durch Sitte und Sprache sich unterscheiden, obschon sie durch die Länge der Zeit den Schwaben und Elsässern ziemlich ähnlich geworden seien; nach dem weißen Buche (15. Jahrhundert) sollen die Urner und Unterwaldner Römer, die Schwizer aber Schweden sein. Über den Nufenenpaß endlich gelangt man ins Tessintal, über alle andern südlichen Pässe zu Silviern.

Darf man nun auch hier, wie in Tirol, einen Stoß von Süden her annehmen, der anlangend die Richtung sowohl der Langobardentheorie wie der Tradition römischer, d. i. italienischer, Herkunft entspräche, und legt man das Zentrum, den Ausgangspunkt eines solchen Stoßes in die Gegend von Pavia, das ist in den Mittelpunkt der alten Provinz Ligurien, so würde es völlig natürlich erscheinen, daß ein Teil der Bewegung sich an den Bergen, die das Becken der Sesia und ihrer Zuflüsse Mascalone, Sermenta, Vogna bilden, stauen mußte, ebenso natürlich aber wäre ein Eindringen ins Tal des Toce, und es schiene nur schwer abzuweisen, daß auch das Tal des Tessin in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Freilich liegt hier der Lago maggiore inzwischen, und ausgedehnte lange Seebecken mit schmalen Defileen an ihren Ufern sind, auch deren Wegsamkeit vorausgesetzt, sehr ungünstig, wo nur einigermaßen mit Widerstand oder Feindseligkeit der Einwohner zu rechnen ist und ein Stamm mit seinen Herden durchziehen soll. Aber es ging ja in dieser Richtung eine sehr begangene Straße über eine schmale Stelle des Luganersees durch das Tal von Figino, dann weiter durch das Cassaratetal, über die unbedeutende Einsattlung des Monte Ceneri nach Bilitiona, und von da über den Vogelsberg (Bernardin), also durch das Misoccotal, während der Gotthard in alter Zeit noch nicht in Betracht kam,[3]) wohl aber, da ein ernstes Hindernis nicht vorgelegen haben wird, der Nufenenpaß.

Es lohnt sich nun aber für den, der der Sache nachzugehen wünscht, hervorzuheben, daß der helle, germanische Typus von den Tälern der Silvier bis nach der Umgegend von Arona herabreicht,[4]) und daß sich, wie ich beobachtet habe, ganz auffallend, und zwar ortschaftsweise eingestreut zwischen andere Typen, in der Umgegend von Lugano und weiterhin im Cassaratetal ein Menschenschlag findet, der weit heller ist, was Farbe der Haut, Augen und Haare anlangt, als es im deutschen Tirol jenseits Jenbach der Fall zu sein scheint.

Der erwähnte helle Typus aber scheint am Nordfuß des Ceneri, außer im Val

---

[1]) Hunziker und Oechsli, Zur Urgeschichte des Wallis.
[2]) Zimmerli a. a. O. auf Grund sehr eingehender Untersuchungen.
[3]) Das Hindernis lag wohl in der Schöllenenschlucht.
[4]) Schott, Die deutschen Kolonien in Piemont, S. 105.

Verzasca, weniger aufzutreten, und ist am Eingange des Val Misocco eher ins Gegenteil verkehrt, tritt aber von der Graubündener Grenze an aufwärts mehr und mehr auffallend zutage, wobei man sich freilich hüten muß, sich nicht von dem Wechsel der Kleidungsart und der Barttracht der Männer in seinem Urteil beeinflussen zu lassen. Über den Bernardin gelangen wir in den deutschen Rheinwald, der sich bis zur Talenge der Rofnaschlucht erstreckt. Jenseits dieser sind wir im romanischen Lande Schams und, wohl zu beachten, in einem Klima, das nicht mehr nur für Weiden, sondern auch zur Anpflanzung von Cerealien geeignet ist. Wer aber sich nicht an die gebahnten Straßenzüge hält, der braucht nur von Hinterrhein aus über den unschwierigen Valser Berg zu gehen, so ist er im deutschen St. Peterstal, oder er geht von Splügen über den Löchliberg ins deutsche Safiertal (Rabiusatal), das wieder über den Glaspaß mit dem ebenfalls urdeutschen Tschappina zusammenhängt, alles Siedlungen auf Boden, der wenig für Getreidebau geeignet ist! Verfolgen wir aber das Tessintal von der Einmündung des Misoccotales aufwärts, so stoßen wir auf ein höchst merkwürdiges Phänomen.

Gleich oberhalb Biasca an dem Zusammenfluß von Breno und Tessin liegen an den Hängen des Monte Sobrio die Orte Canzaningo, Diganingo und Bidanengo, ferner im Gemeindebezirke Bodio Bodengo, im Bleniotale, also am Wege zum Lukmanierpasse, bei Olivone ist Busnengo, hinter der von der Biaschinaschlucht markierten Talstufe aber häufen sich die Ortsnamen dieser Art: Fusnengo, Mairengo, Polmengo, Chinchengo, Primadengo, Lurengo, Scruengo, Varengo, Tortengo liegen alle um Faido (Pfaid) und Airolo (Eriels) gruppiert; ferner ist da Mascengo, Gemeinde Prato. Im Bedrettotale aber liegt Ostengo und weist uns auf den Übergang ins Wallis (Nufenenpaß), und gleich am Fuße dieses Passes beginnen die Walliser -ingen: Gluringen, Ritzingen, Selkingen, Blitzingen, Rekingen u. a., alle im Bezirk Goms. Abgegangene Orte sind: Binningen, Sturlingen, Beringen.[1])

Das Vorkommen von Dörfern mit Namen auf -engo in hochalpiner Umgebung ist ein Unikum, das im ganzen italienischen und romanischen Teile der Alpen sonst nicht beobachtet wird.

Nur in dieser Gegend treffen wir solche tief im Gebirge liegend an, während sie sich sonst, wie früher ausgeführt wurde, nur in der Ebene der Lombardei, seltener östlich im Mantuanischen und in Venezien, nie in den Bergen, nur allenfalls, wie Pastrengo, Bussolengo, am Rande der Ebene finden. Hierher dürfte auch noch Val Bodengo zu rechnen sein, anscheinend eine alte Talmarkgenossenschaft, nach der man vom Moësatal über die Bocchetta di Val Cama gelangt, und ferner Misanengo, ein Örtchen bei Meyerhoff, in der deutschen Sprachinsel Obersaxen im Vorderrheintal. Diese Ortsnamen sind also nicht langobardisch, sonst müßten sie auch anderwärts in den lombardischen Bergen vorkommen.[2])

[1]) Alle diese Orte tragen das Gepräge hohen Altertums; sie sind wohl auf die Stämme Riud, Sal, Blid, Ric, Bun, Stiuri-Sturilio, Bero, zurückzuführen, vergl. III., S. 12, während ich das schon im 10. Jahrhundert urkundlich erwähnte Gluringen auf keinen bekannten Stamm zurückführen kann. Alle scheinen mir spätestens ihre Entstehung dem 7. oder 8. Jahrhundert zu verdanken. Ihre Gründer können unmöglich, wie die Alemannentheorie will, im 12. Jahrhundert gekommen sein; dagegen kann auch das, was Zimmerli a. a O. S. 88 erwähnt, nicht eingewendet werden.

[2]) An der germanischen Herkunft der weitaus meisten, wenn nicht aller der angeführten Orte auf -engo oder -ingo ist nicht zu zweifeln, vgl. III., S. 12 ff.; Val Bodengo hat eine germanische Nomenklatur, Gualdi kommt von Wald und Bodengo ist deutlich das Gegenstück zu Bodungen = Büdingen und von Bodo, Kurzform von Bodulf abzuleiten, Vesena dürfte wie Monte Vèsěna bei Predazzo mit Wiesen, Bedolina mit baita zusammenhängen. Tortengo erinnert an Turtig, 1305 Turtinge im Wallis; es kommt wohl von Torthold; Ostengo würde sich aus Ostheri, Ostold ableiten lassen, bei anderen Namen scheint es, daß hier statt des sonst so ungemein häufigen Suffixes -ilo andere Anhängesilben an den Personennamen auftreten, seien es germanische wie -in und ähnliche, wie sie Förstemann, deutsches Namenbuch I., unter I und N behandelt, seien es »ino«, resp. »one«, also romanische Suffixe.

Wenn wir somit oben eine Einwanderung germanischer Elemente von Süden her angenommen haben, so haben unsere Untersuchungen sich einer solchen Annahme sehr günstig erwiesen.

Wir sehen in der Tat alle die Täler, auf denen ein wanderndes Volk sich von den Ebenen der Lombardei in die Alpen hinein- oder über die Alpen hinwegziehen konnte, nach Maßgabe ihrer Qualifikation hierfür in Mitleidenschaft gezogen, zumal wenn wir Pavia, die Gotenzentrale in Ligurien, als Ausgangspunkt annehmen.

Am Wege zu den Übergängen des Vogelsberges und des Nufenenpasses sehen wir schon im Cassaratetal, dann in den Tälern der Moësa, des Breno, und besonders des Tessin Spuren einstiger Anwesenheit von Germanen, ja selbst das Maggiatal, das durch den See ebenso gegen andringende Massen gedeckt erscheint, wie das Mairatal, hat an der Wurzel eines seiner Seitentäler das kleine Bosco. Am Wege zum Monte Moro und Simplon sind alle Täler, wie wir oben sahen, mehr oder minder mit Spuren von deutscher Besiedlung erfüllt. Wo nun die Pässe schwierig waren, wie besonders im Val Antigorio und noch mehr im Sesiatale, da scheinen die Ansiedler wie an die hintersten Talwände gedrückt; wo die Übergänge leichter waren, da haben die Siedler auch den letzten Schritt über die Alpen gemacht, und so liegen den Pässen Bernardin und Nufenen und, vielleicht ohne daß er selbst überschritten wurde, dem Gotthard auf der Nordseite deutsche Täler vor, deren Deutschtum nicht leichthin als selbstverständliche Folge der Germanisierung der Alpen durch die Alemanen betrachtet werden kann.

Da, so könnte es scheinen, wo die deutsche Bevölkerung nach Norden auszuweichen bequeme Wege hatte, erlagen auf der Südseite der Alpen die durch den Abzug der Stammesgenossen geschwächten Reste der Verwelschung, während in den stärker nach Norden abgeschlossenen Tälern, oft geschützt durch absperrende Talengen, sich die Sprache länger hielt. Ob dabei ein Druck politischer, konfessioneller oder wirtschaftlicher Art die Germanen immer weiter trieb, ist vorerst, wo nur die Richtung der Einwanderung erörtert wird, so wenig zu prüfen, als die Frage, warum wir hier nun doch auf die patronymischen Ortsnamen stoßen, aus deren Fehlen bei den Cimbern Schlüsse gezogen worden sind. Nun wird freilich oft gesagt, die Deutschen im inneren Rätien, wie die Silvier, seien aus dem oberen Wallis eingewandert.

Diese Tradition, soweit eine solche vorliegt, bestätigt jedenfalls, daß im Volksbewußtsein eine Ahnung von einer näheren Verwandtschaft dieser verschiedenen Siedlungen besteht. Bewiesen aber ist diese wallisische Einwanderung im allgemeinen nicht. Vieles spricht aber geradezu gegen eine solche Annahme.

Dies angenommen erklären sich: Busnengo aus Boso, Canzoningo aus Ganzo, Misanengo aus Miso, Diganingo aus Thiholf, Tieco, Diho; Bidanengo von Bito; Varengo dürfte zu Stamm Var (vgl. Währing bei Wien), Mascengo zu Maso gehören, Mairengo finden wir ja ganz nahe als wohlbeglaubigte deutsche Siedlung, Meiringen im Haslital, Chinchengo läßt sich von Kanko, auch Gingo, gleich Gangolf ableiten, Scruengo sieht wenigstens recht germanisch aus, am wenigsten dürften Primadengo und Lurengo germanisch sein. Das tessinische Bodengo bedarf keiner besonderen Erklärung; aber es könnte von ihm auf Bodio, wovon es Fraktion ist, ein germanischer Verdacht fallen; sonst habe ich im Talgrunde Ortsnamen germanischer Herkunft nicht bemerkt; unsere -engo liegen alle auf der Höhe, und da der natürliche Aufstieg auch zu den südlichsten über Lavorgo führen dürfte, so liegen alle unsere Orte im Schutz des Biaschinadefilé's. Im Diz. geogr. dell Italia steht im Val Canobbio bei Pallanza ein Rondonengo (und ein Monte Griesberg), die ich auf der Karte noch nicht gefunden habe. Nach der Lage wird man dieses Örtchen mit der deutschen Siedlung im Ossolatale in Verbindung bringen können. Offenbar gehört es mit den vorgenannten zur selben Gruppe.

Hofnamen auf -ing gibt es in Ladinien: Maring, Maling, Alting, alle bei Stern (Villa), Saning bei Colfuschg, sie scheinen auch in romanischer Form -engo vorzukommen und gehören zu den bajuwarischen Ortsnamen des Pustertales; dagegen darf Laurengo im Nonsberg nicht angeführt werden, denn es heißt besser Lauregno, deutsch Laurein!

Die erste größere deutsche Ansiedlung im Wallis muß, das ist nicht zu bezweifeln, im oberen Rhonetal im Bezirk Goms stattgefunden haben, das beweist schon das eben dort besonders häufige Vorkommen der Ortsnamen auf -ingen. Übrigens ist das allmähliche Herabrücken der deutschen Sprache von Zimmerli a. a. O. fast Schritt vor Schritt nachgewiesen worden.

Nur kann ich ihm darin nicht beipflichten, daß diese Namensform -ingen, deren Bedeutsamkeit für hohes Alter der Verfasser anerkennt,[1]) hier nicht beweisend sein soll, weil noch jetzt dort die Form -igen für eine Familienbezeichnung vorkommt. Aber dennoch findet sich diese Form der Ortsnamen unterhalb Goms, wie Zimmerli anerkennt, fast gar nicht mehr, obschon nicht nur Eindringen der deutschen Sprache, sondern auch Einwanderung Deutscher dorten vorliegt. Warum haben wohl die Walliser auf ihren unbestrittenen Wanderungen nach Vorarlberg und ins Davos, von dieser Form für Ortsnamen keinen Gebrauch gemacht? Weil eben die Bezeichnung einer Siedlung nach einer Personengruppe mancherlei voraussetzt, wenn sie häufig auftreten soll. Daß sie die natürliche Benennung von Markgenossenschaften auf fremdem Boden ist, habe ich dargetan,[2]) daran schließen sich dann die -ingheim, -inghofen, -inghausen, die bald ein altes -ingen mit Suffix -heim etc. sein werden, bald aber aus der adjektivischen, besitzanzeigenden Form -ing entstanden sein müssen.

Aber auch in dieser Bedeutung scheint -ing kaum die Karolingerzeit als namenbildendes Suffix überdauert zu haben, und wir müssen doch Bedenken tragen, für das Wallis etwas anderes ohne zwingenden Grund anzunehmen. Überdies wäre doch auch ganz unerwiesen, daß jene altertümlichen Personennamen respektive deren Kurzform, wie sie in den -ingen von Goms zutage treten, noch im 12. Jahrhundert üblich gewesen seien, in welche Zeit Zimmerli anscheinend die deutsche Einwanderung versetzen möchte.[3])

Was nun die angebliche Einwanderung aus dem Wallis ins Gebiet im Süden der Alpen betrifft, so sei zuvörderst gegenüber der Aufstellung, mit der Breßlau[4]) seine Untersuchung beginnt, die Silvier seien Oberdeutsche, auf das hingewiesen, was oben über den notwendigen Anfall von kleineren deutschen Volksgruppen im Süden von Bayern und Schwaben, welche dort die Zeit der letzten Lautverschiebung miterlebten, an das Oberdeutsche gesagt ist.

Was Breßlau sonst ermittelt hat, kann man zum Teil sehr gut für die hier noch näher zu entwickelnde Ansicht, es handle sich um Flüchtlinge aus Italien, verwerten. So die Tradition der Leute von Urnavasch, daß sie, wie der alte Tschudi zu berichten weiß: intra aliquot annorum centenarios veluti proscripti ibi sedem fixerunt. Daß dann nach Jahrhunderten die Meinung entstand, man sei aus Wallis, dessen Bevölkerung man sich verwandt fühlte, über die damals noch nicht so vergletscherten Joche herübergekommen, ist eine natürliche Folge des Schwindens jeder zuverlässigen Erinnerung. Daß das Alpental von Macugnaga erst im 13. Jahrhundert besiedelt wurde, ist ja möglich, aber da der alte Name Visp statt Anzasca, ein ungermanischer, wohl vorkeltischer ist, so kann aus dieser Namensgleichheit der Flüsse gar nichts dafür geschlossen werden, daß Macugnaga vom Visptale aus besiedelt wurde. Wie bekannt, sind es gerade die Flußnamen, mehr als die Namen der Berge, welche sich durch alle Wechsel der Sprache und Nationalität der Anwohner hindurch erhalten; daher die vielen, noch kaum erklärten

---

[1]) Vergl. übrigens hierzu I, S. 7, III, S. 11 ff.
[2]) I, S. 8 ff., III, S. 12 ff.
[3]) III, S. 12 und oben S. 60, Anm. 1).
[4]) Die deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, XVI, S. 173.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

prägermanischen Flußnamen in Deutschland, die Aar und Ahr, Iller, Elz etc. Wie unwahrscheinlich ist es ferner, daß die »homines Teutonici« von Ornavasco (diese »Teutonici«, ohne nähere Bezeichnung des Stammes, sind uns schon im Berichte des Grafen Caldogno und in der Gegenüberstellung gegen Langobarden im placitum von 845 aufgefallen, auch das Oberwallis hat die Bezeichnung: Decanatus Teutonicus), die ein paar Menschenalter vorher aus Natters eingewanderten Hirten, schon im 14. Jahrhundert so ausgezeichnete und willige Steinbrecher waren, daß man sie zu Zwecken des Mailänder Dombaues verwendete. Das ist ja selbst bei Abkömmlingen germanischer Flüchtlinge, die da seit sieben bis acht Jahrhunderten saßen, kaum anders als durch Kreuzung mit Alteingesessenen zu erklären!

Für das Pommattal und das Sesiabecken hat Breßlau auch nicht einmal etwas aufgefunden, was die Vermutung einer Walliser Einwanderung mit solchen Gründen, wie er sie für Ornavasca und Macugnaga fand, zu stützen gestattete. Hier eine Kleinigkeit, die aber nicht ohne Interesse sein dürfte.

In Ornavasco war ein Spiel üblich, zu deutsch genannt Tenghiglien.[1]) Es war, wie es scheint, eine Art Sittengericht über solche, die sich ein zweites Mal verheiratet hatten, also etwas wie das Haberfeldtreiben, doch milder, spielweise von der Jugend ausgeübt, was den Namen, den Breßlau niemand erklären konnte, leicht verständlich zu machen scheint. Es war ein Gericht, altdeutsch Ting, aber hier griff, wie so oft in deutschen Landen für Kinder oder Jugendspiele, die Diminutivform Platz, daher tingele oder tingelchen. Nach italienischer Orthographie wäre das: tinghelghen. Die Form tenghilghen, dann tenghiglie entspricht also vollkommen einer Anpassung des deutschen Wortes an italienische Lautgewohnheiten.

Alles was Galanti noch gegen die Ausführungen Breßlaus einwendet, kann hier nicht Platz finden, aber Erwähnung verdient, daß die Bischöfe von Sitten auch bis Ornavasco kirchliche Gerichtsbarkeit hatten. Wenn man also ihre Rechte in Val Lesa (Gressoney) auch mit der Zugehörigkeit des Bezirks von Aosta zum Frankenreich in Verbindung bringen darf, hier mag doch eher das in der Diözese von alters her zahlreiche »teutonische« Element, das deutsche Seelsorge erheischte, maßgebend gewesen sein. Des weitern ist es auffallend, ja fast durchschlagend, daß ein Graf von Biandrate im 13. Jahrhundert Auswanderer aus dem Anzascatal ins Saßtal führt.

Dies beweist folgendes: 1. Daß wirklich, sogar noch in dieser Zeit, das Hinüberströmen aus den südlichen in die nördlichen Alpentäler fordauerte;[2]) 2. daß Deutsche aus den südlichen Tälern hinüberzogen, denn wären Italiener hinübergezogen, so wäre davon bei der Zähigkeit dieser Rasse mindestens eine Spur geblieben; 3. beweist es, daß die Annahme, um diese Zeit sei die deutsche Einwanderung aus dem Saßtal ins Anzascatal erfolgt, sich nicht halten läßt, denn einen Tausch hinüber und herüber anzunehmen, heißt, wie Galanti mit Recht sagt, den Dingen doch zu sehr Gewalt antun.

Man wird daher der Arbeit Breßlaus nicht zu nahe treten, wenn man annimmt, das Verdienst derselben beruhe vorzüglich darauf, daß er den oft geleugneten ethnologischen Zusammenhang zwischen Wallis und Silviern näher nachweist, während der Verfasser wohl nur insoferne irrt, als er, eine Einwanderung der Walliser aus dem Süden von vornherein ausschließend, ebendarum zu der Annahme kommt, es müßten die Silvier aus dem Wallis stammen,[3]) während das Umgekehrte, weil es alle Erscheinungen allein befriedigend erklärt, das Richtige sein wird.

---

[1]) Auch Tenghilgen nach Galanti a. a. O., S. 113.

[2]) Vergl. oben S. 61, Abs. 4.

[3]) Man beruft sich dafür, daß Walliser das Deutschtum im 13. Jahrhundert in die Täler südlich des Monte Rosa getragen hätten, auch auf Gingins la Sarraz und eine von ihm besprochene Charte von 1218. Gerade diese Charte beweist aber, daß das Deutsche dorten weit älter ist. Es heißt da,

Was die Bewohner des Val Lesa betrifft, so erscheint es vielleicht etwas weit ausgeholt, wenn man sie das Tal der Dora Baltea hinauf in ihre Sitze um Gressoney ziehen läßt, es wäre wohl möglich, daß sie, wie andere Silvier ins Rhonetal, so ihrerseits aus dem Sesiagebiet ins Lystal seitlich verdrängt wurden, etwa wie es bei den Leuten von Val Bodengo vom Moësatal aus geschehen sein wird;[1]) sehr schwierig scheint der Col d'Olen auch früher nicht gewesen zu sein.

Überblicken wir nun die anscheinend nicht alemannischen Siedlungen in den Westalpen, so ergibt sich uns folgendes: Die Mundart der Deutschen in Piemont, im Berner Oberland, in den Urkantonen wie im Haslital hat mit dem Walliser Deutsch und dem der Graubündner Deutschen zunächst das gemein, daß gerade die besten Kenner, die Schweizer selbst, diese Dialekte, an denen dem Fremden natürlich zumeist das Schweizerische mehr oder minder auffällt, für etwas Besonderes, nicht echt alemannisches von jeher (vergl. Fabri, oben S. 59) hielten und vielfach noch halten;[2]) ferner aber, wenigstens was die Mundarten von Wallis, in Graubünden und was die Silvier, ja selbst was die Urkantone anlangt, daß sie in unverkennbarer Weise an die Mundart der Südtiroler gemahnen. Dieses bekundet Schott, der deshalb die in Rede stehenden Dialekte der Schweiz, im Gegensatz zu den alemannischen, zu einer lepontischen Gruppe zusammenfaßt. Demselben Gefühle gibt aber auch ein Walliser Ausdruck. Furrer in seiner Geschichte des Wallis,[3]) sagt: Dieses Völklein (die Gomser sind gemeint), zeigt einen kräftigen Körperbau, in ihrem Gemüte liegt etwas Stolzes und Unbeugsames, wie in ihrer Sprache, welche an die der Urkantone und des Tirols erinnert.

Möglich, daß diese Ähnlichkeit mehr in Accent und Aussprache, in der kaum zu fixierenden Seele der Rede liegt, die auch aus dem besten Idiotikon sich nicht ermitteln läßt (immerhin scheinen auch einige merkwürdige Übereinstimmungen der Sprache vorzukommen), mir kam dies, wenn ich etwa mit einem Hinterrheiner sprach, immer bei längerer Unterhaltung zum Bewußtsein; während mir anfangs nur das Schweizerische in der Betonung auffiel, meinte ich später mehr und mehr, ich unterhielte mich mit einem Etschländer.

Dazu mag nicht wenig auch der Charakter des Volkes beitragen, der sich ja in der Redeweise kundgibt, und der ist nun bei Wallisern und rätischen Deutschen ein entschieden anderer, als der alemannisch-schweizerische. Es liegt weniger Zurückhaltung gegen Fremde, weniger von der alemannischen Schärfe und Sprödigkeit in diesen Leuten, nicht nur im Wallis, und im einst so verkehrsreichen Rheinwald, sondern auch in dem immer so weltentlegenen Avers (sprich Afers).

Abgesehen von der später zu erörternden Tradition, die bei diesen Lepontiern fast allenthalben auf eine Einwanderung aus fernen nicht alemannischen, ja geradezu aus transalpinen Gegenden hinweist, nirgends aber, soviel ich ermitteln konnte, auf

— man sehe den Text im Archiv für Schweizerische Geschichte, Bd. III, S. 159, es handelt sich um Erneuerung der Titel der Kirche von Sitten für gewisse Bezirke im Challanttal —, »adhuc confessus est, se tenere in feudum totum quod habet et alius per eum ultra aquam de Ussima et usque in summitatem montium, cultum et incultum, silvas, pascua, prata, alpes scilicet Gressonei et Verdobi«. Dies widerlegt nicht nur die Annahme Gingins, daß jene Striche noch unbewohnt waren, denn woher kämen da kultivierte Ländereien?, sondern, was weit wichtiger ist, die Form der Urkunde »Verdobi« beweist schlagend, daß damals germanische Leute in oder um Valdobbio wohnten, aus deren Munde die Form Verdobi entnommen wurde. Namentlich die Umwandlung des val in ver ist ein Vorgang, der in Tirol und Vorarlberg häufig auftritt. So Verbell, Versetsch, Vergröß, Vernagt für Val bella, Val secca, Val grossa, Val de nocte u. s. f. (Steub, zur rätischen Ethnologie«). Im Munde von Romanen ist diese Form sicher nicht entstanden, diese sagten wohl damals wie heute Valdobbio, keinenfalls aber Verdobi. Also lebten damals schon lange Deutsche in dieser Gegend.

[1]) Und nicht von unten durch die Boggiaschlucht.

[2]) Schott, Die Deutschen am Monte Rosa.

[3]) A. a. O., II, S. 52.

alemannische Abstammung, haben wir also immerhin einigen Grund, diese fremdartigen, nicht alemannischen Volksbestandteile zusammenzufassen, was dann schon eine ganz beträchtliche Volksmenge ergibt, so dünn auch manche Täler bevölkert sein mögen, und auf eine Volksbewegung hinweist, die weit hinaufreichen muß in die Zeit der Wanderungen, und die am natürlichsten auf denselben Ursprung hinführt, den wir für die Cimbern anzunehmen gezwungen waren.

Beachtenswert ist auch, daß wir diese hochalpinen Siedlungen meistens als alte Tal-Markgenossenschaften betrachten müssen.

Wo dabei das Tal so rauh ist, wie Hinterrhein, Avers, Tschappina, Safien, Hasli, eigentlich auch Goms, besonders aber Macugnaga, und das hintere Listal, da glaubt man annehmen zu sollen: diese Leute zogen nur hierher, weil ihnen die Niederlassung als freie Leute gestattet wurde.

Also ein unbegrenzter Freiheitstrieb, wie ihn auch das spätere Verhalten, ganz in Übereinstimmung mit der Schilderung Furrers, jederzeit an den Tag gelegt hat.

Die Urkantone haben den Anstoß zur Bildung freier Gemeinwesen in Helvetien gegeben, wie die freien deutschen Talschaften im Rheingebiet für die freien Bünde in Rätien vorbildlich gewesen zu sein scheinen, und die Walliser haben an Freiheitsdrang vielleicht alle anderen übertroffen.

Ein Argument, das jeder Annahme einer alemannischen Herkunft der Oberwalliser entgegengehalten werden könnte und das zugleich höchst beweiskräftig für ihre Einwanderung aus dem Süden, und damit zugleich für ihre Stammeseinheit mit den Silviern spräche, wäre es offenbar, wenn sich herausstellte, daß im Oberwallis früher der Arianismus überwogen habe.

Professor Hidber behauptet das nun ganz bestimmt. Er gibt sogar Einzelheiten und sagt: Benediktiner aus Ainay hätten in verschiedenen Gegenden des Wallis Bekehrungsstationen gegründet, ja der Bischofssitz sei von Martinach nach Sitten verlegt worden, um desto wirksamer gegen den Arianismus auftreten zu können.[1]) Leider hat er diese Behauptung nicht näher belegt; aber ich nehme an, daß sie nicht ohne Grund aufgestellt ist. Wenn aber der Verfasser behauptet, es habe sich dabei um Langobarden gehandelt, welche ja freilich ursprünglich Arianer waren, wie Burgunder und Goten, so ist jedenfalls seine Bezugnahme auf Paulus Diac. nicht geeignet, seine Vermutung zu stützen. Er schließt auf eine Ansiedlung des genannten Volkes in der oberen Rhonegegend aus einer Stelle bei Paulus Diac., wonach die Langobarden bei einem Einfall in den burgundischen Teil des Frankenreichs nahe bei Yverdon, bei einer Örtlichkeit, die Mustiaecalmes genannt wird, von Mumulus geschlagen wurden. (P. D. de Gest. Langob. III, 4.)

Der Verfasser übersieht aber, daß es sich hier, wie bei den übrigen Einfällen der Langobarden ins Frankenreich, um bloße Raub- und Beutezüge handelte, welche gar nicht geeignet waren, die Nationalität des betreffenden Stammes zu verbreiten, weil dazu doch auch Weiber desselben Volkes gehören.

Dieser Irrtum wird öfter angetroffen in Erörterungen über die Zeit der Wanderungen; die germanischen Völker waren auf der Wanderung freilich zugleich ein streitbares Heer, aber nicht jedes germanische Heer war ein wanderndes Volk. Solche Raubzüge waren vielmehr in der Regel Unternehmungen abenteuerlustiger Gefolgschaften, allerdings oft die Einleitung zu Volkszügen, die sie vorbereiteten, für die sie Wege, Gelegenheit, Art des Landes und so weiter auskundschaften sollten.

Aus ähnlichen Rücksichten habe ich oben die Polemik Galantis gegen verschiedene Hypothesen gar nicht wiederholt, weil es selbstverständlich ist, daß eine

[1]) Hidber a. a. O., S. 4. Nach Gelpke, Kirchengeschichte der Schweiz, wäre die Verlegung des Bischofssitzes nach Sitten unter Heliodor aus anderen Rücksichten erfolgt, T. II, S. 80, vergl. Furrer, Geschichte des Wallis, I, S. 27.

herulische oder rugische Söldnertruppe, wenn nicht erwiesenermassen eine Art Grenzer, die mit Frau und Kind angesiedelt sind, in Frage steht, die germanische Nationalität nirgends hintragen konnte, wo sie notwendig sich mit romanischen Eingebornen vermischen mußten.

Daß nun Burgunder wie Langobarden sich in den rauhen Hochalpen anzusiedeln weder Lust noch Bedürfnis hatten, das habe ich schon erörtert, das beweisen uns ihre relativ dichten Sitze in der Maxima Sequanorum (Waadt), beziehungsweise um Pavia und das Fehlen solcher Siedlungen tiefer in den Bergen. Nun könnte freilich gerade der behauptete Arianismus des oberen Wallis die Frage anregen: sind es nicht Flüchtlinge, die wegen ihrer Religion verfolgt wurden, die diese Hochtäler besetzten? Darauf wird man sagen müssen:[1]) In der Zeit, wo unter den beiden in Rede stehenden Völkern die germanische Sprache noch lebendig, ja so lebenskräftig war, daß sie die Einwanderer im oberen Wallis in den Stand setzte, die romanische Bevölkerung, deren Existenz schon die Ortsnamen beweisen, zu germanisieren, in der Zeit ist eine Arianerverfolgung von solcher Härte, daß sie die in gedeihlicher Lebenslage als Besitzer trefflicher Ländereien und wohl meist zahlreicher Knechte lebenden burgundischen oder langobardischen Siedler zur Aufgabe ihrer Güter und Lebensweise und zum Herumziehen als ärmliche Hirten veranlassen konnte, nicht anzunehmen.

Was Schott von der besonderen Vorliebe der Germanen für ein Hirtenleben sagt, die ihm mit altgermanischer Freiheitsliebe zusammenzuhängen scheint, dürfte zum Teil eine Verwechslung von Ursache und Wirkung enthalten, indem die Beschäftigung des Hirten frischer und freiheitsliebender erhält, wie schon Jakob Grimm angemerkt hat, als die des Ackerbauers.

Was aber etwaige Arianerverfolgungen betrifft, so melden die geschichtlichen Überlieferungen davon, soviel mir bekannt geworden, nichts. In Burgund scheint das Verhältnis zwischen Arianern und Katholiken unter Gundobald befriedigend geordnet worden zu sein. Nach dem concilium Epaonense (517) haben sich die Beziehungen zwischen Arianern und Katholiken jedenfalls zugespitzt (Binding a. a. O., S. 235), aber von einer gewaltsamen Verdrängung scheint nichts zu verlauten. Im Langobardenreiche dürfte ein starker Druck auf die Arianer jedenfalls vor der fränkischen Herrschaft auch nicht erfolgt sein. Darum müßte man entschieden annehmen, daß die Arianer im Wallis Goten waren, also die germanischen Siedler auch hier, wie bei Verona, als Flüchtlinge, als Vertriebene auftraten.

Daß die fraglichen Niederlassungen in den Tälern an der oberen Rhone, im Tessin und Tocetal und wie alle die schon genannten Talungen heißen, daß namentlich die -engo und -ingen nördlich und südlich des Nufenenpasses ihre Existenz einem militärischen Bedürfnisse verdanken, wie jene im Pustertal, scheint nicht glaublich. Dorten war ein Jahrhunderte währender Kampf mit den Wenden und ein stetes Vorschreiten der Bajuwaren gegen diese; wo wären hier ähnliche Verhältnisse zu finden gewesen? Hatten die Langobarden überhaupt eine so überquellende Volkszahl wie die Bayern? Nein! Waren sie von den Franken nicht in der Gegend des Großen St. Bernhard ebenso, ja mehr bedroht, als an der oberen Rhone? Sicherlich, denn hier drang die fränkische Macht schon seit Anno 576 über die Alpen herüber und umfaßte die Täler von Aosta und Susa.

Sollen wir noch weiter zurückgehen, etwa auf Theodorich? Nun, daß seine Alemannen, die oft bei solchen Erörterungen zu spuken pflegten, nicht im Hochgebirge, sowenig wie südlich der Alpen sich niederließen, hat Schubert glänzend erwiesen.[2]) Außerdem waren sie als Grenzwächter hier, an der Grenze gegen die Burgunder weniger am Platz als an der Grenze gegen die Franken.

[1]) Abgesehen von dem oben erörterten Fehlen burgundischer Altertümer!

[2]) Schubert, die Unterwerfung der Alemannen unter die Franken.

Es ist überdies einleuchtend, daß Barbaren, deren Sitze vor den Alpenpässen lagen, die sie schützen sollen (soweit das Reich des Theodorich eines solchen Schutzes bedurfte), dies am sichersten taten, wenn sie dabei ihre eignen Fluren verteidigten, daher das Gefühl erhöhter Sicherheit, das allerdings aus dem Panegyricus des Ennodius zu sprechen scheint.

Alemannen werden ins Wallis wie in die Urkantone im Laufe des Mittelalters in erheblicher Zahl eingedrungen, namentlich wird der Adel solcher Abkunft gewesen sein; aber diese Alemannen trafen bereits eine germanische Bevölkerung anderen Stammes an, daher die Besonderheiten der Sprache, des Temperaments, der Tradition, die überall auf nichtalemannische Herkunft hindeutet.

Diese präalemannischen Germanen aber halten wir für Goten.

Also flüchtige Goten? Aber wenn sie in Masse bei Vicenza saßen, warum sie hier suchen?

Dies verdient eine Erörterung.

Die Ostgoten waren von vornherein um Verona stark angesiedelt, Verona und Ravenna spielen in der Geschichte ihres ersten Königs eine wichtige Rolle, dem ja auch der Name Dietrich von Bern geblieben ist. Aber alle saßen keineswegs in Venetien; es besteht kein Zweifel, daß sie allenthalben in Italien, namentlich auch in Ligurien und Etrurien ansässig waren.[1])

Freilich hatten sie sich in der Etschgegend während des Krieges besonders stark verschanzt.[2]) Hierher kamen dann auch die Franken durchs Vinschgau gezogen. Hier hatten die Goten nach Agathias[3]) castella oppidaque circa Venetiam, quibus se multo ante tenere erant soliti.

Nach der Schlacht am Vesuv nun erhielten die überlebenden Gotenhelden freien Abzug bewilligt, um außerhalb Italiens sich einem anderen Volke nach Gefallen anschließen zu können. Wohin zogen sie? Niemand weiß es. Aber fragen wir uns, in welcher Richtung ist der Abzug, wenn er statthatte, zu vermuten, so werden wir uns sagen müssen, daß es gegen alle Regeln der Kriegführung gewesen wäre, die Kapitulanten dahin abrücken zu lassen, wo noch der Feind, nämlich der Franke stand, und mit Goten und Alemannen die Etschfestungen hielt, also nach Venetien.

Es mußte daher ihr Abzug nach Westen oder Nordwesten stattfinden. Daß auf dem Wege über Ticinum ins Ausland sich die Familien nach Möglichkeit anschließen durften, ja daß sich auch andere Goten, die an der Schlacht nicht teilgenommen hatten, die aber sich nicht unterwerfen wollten, anschlossen, ist anzunehmen, beziehungsweise von Procop bekundet.[4]) Über Ticinum waren übrigens schon jene Goten abgezogen, die vor der Kapitulation durchbrachen.

---

[1]) Procop, bell. Got. I, 11.

[2]) Procop, bell. Got. IV, 26.

[3]) Bell. Got. L. 1.

[4]) Procop, IV, 35, Ed. Dindorf, S. 642. Die überlebenden Goten sollten mit ihrer gesamten Habe abziehen, — cum rebus suis, vorher heißt es pecunias, quas antea quisque in Italiae praesidiis reposuisset — man kann nicht zweifeln, daß mit pecuniae »χρήματα τὰ αυτῶν ἴδια« die ganze Fahrhabe gemeint war. Dazu gehörten die Herden, das war das wahre »Viaticum« die ἐφόδια des griechischen Textes. Daß also die Angehörigen mitgehen durften, vielleicht sogar die Knechte, ist klar. Wer hätte denn das Vieh geführt, oder glaubt man, daß die braven Streiter ihre Kinder zurücklassen wollten, wenn sie ihre ganze Habe mitnahmen? Alles weist wieder auf einen Sammelpunkt, der am ehesten im großen Depot — präsidium — Pavia zu suchen ist. Nun sagt allerdings Agathias in seiner Fortsetzung des Procop, die Goten hätten ihr Wort gebrochen. Das hätte, wenn es, wie behauptet, den Anlaß zur Invasion des Bucelin gegeben hätte, Procop bei Niederschrift seiner Geschichte, die zwischen 554 und 558 erfolgte, auch wissen müssen [und er hätte dann nicht schließen können, wie er tat: daß alle die Kapitulation beschworen, ohne allen Vorbehalt. Aber es verdient nicht nur der Soldat und Staatsmann Procop mehr Glauben, als der fast 30 Jahre später schreibende Advokat Agathias

Ein Wegzug zu den Westgoten konnte nun aber einer größeren Menge Flüchtiger gar nicht einfallen, denn in den Ländern dieser, wo das Klima nur solche Einwandrer locken konnte, die als Herren über Feld- und Weinbergarbeiter verfügten, wie die Westgoten zur Zeit ihrer Ankunft, war für die armen Flüchtlinge nur die Möglichkeit als hartarbeitende Zinsbauern sich fortzubringen; die Westgoten aber hatten, in Gallien wenigstens, auch nichts mehr zu vergeben, denn dort herrschte der Franke; der Weg nach Spanien aber war weit.

Waren doch schon im Jahre 534 die Westgoten aus einem Teil Septimaniens vertrieben worden; seit 542 aber hatten sie kein Land mehr jenseits der Pyrenäen.

Da lag es doch näher, wenn sich die Ostgoten im Anschluß an die stammverwandten Burgunder niederlassen wollten. In deren einstigem Gebiet (denn seit 536 waren auch sie den Franken unterworfen) mochte noch leichter Land für die Flüchtlinge zu schaffen sein, wenn auch wohl nicht mehr so leicht, wie das für die aus der Rheingegend nachziehenden burgundischen Stammesgenossen einst möglich war.[1])

Eine große Ödung scheint besonders in dem Gebiet an der Saane gewesen zu sein, das die Alemannen lange verwüstet, wohl auch den Burgundern streitig gemacht hatten, im sogenannten Uichtland, das auch den Namen »Eremus Helvetiorum« geführt hat. Hier, zwischen Bern und Freiburg, wäre eine Ansiedlung wohl weder auf feindselige Nachbarn noch sonst auf Schwierigkeiten gestoßen.

Dahin würde von Pavia aus, wo die Goten vor der Schlacht am Vesuv ihren Kriegsschatz hatten, wo auch wohl noch zur Bewachung der etwa übrigen Heeresbedürfnisse einiges Kriegsvolk zurückgeblieben war, und das in alle Wege ein passender Sammelplatz für eine über die Westalpen ziehende Schar genannt werden muß, vielleicht der bequemste Weg über den St. Bernhard geführt haben. Vielleicht ist dieser Weg auch benützt worden; schneller aus Italien führte der Weg durchs Tessintal, durchs Wallis und über die Pässe von Rawyl und Sanetsch, ins Simmen- und Saanetal, die beide deutsch sind. Wie dem nun sei (es können ja alle diese Straßen in Frage gekommen sein), es ist sehr begreiflich, daß gerade auf dem Weg über den Nufenen ein Teil der Wanderer zurückblieb, hatten sie doch hier ein Land, wo sie Freiheit fanden, da sich um die Hirten da oben die Herren im Tal und ihre Gefolge noch wenig kümmern mochten. Vielleicht wurden sie von den Grundherren als Ansiedler willkommen geheißen. So scheint es mir auch wohl möglich, daß einige ihren Weg über den Vogelsberg ins Gebiet der Rätier einschlugen, andere, weniger unternehmend, mochten wegemüde, auch jenseits der Wasserscheide, in den schwer zugänglichen Hochtälern und hinter Talengen sich von Byzanz und seiner Macht weit genug entfernt glauben, ja vielleicht schon, sobald sie die »nassen Gräben« des Luganer- und Langensees zwischen sich und den Feind gebracht hatten.

Allerdings werden die deutschen Enklaven in den Oberläufen der verschiedenen »Rheine« und deren Zuflüsse in der Regel als Walserkolonien angesprochen,

---

(um 580), der sehr wohl die Kämpfer vom Vesuv mit jenen verwechseln konnte, die im Lande blieben und dann sich den Franken anschlossen; es ist auch innerlich unwahrscheinlich, daß die Helden vom Vesuv ihren Eid schnöde gebrochen haben sollen, noch dazu alle, nicht etwa nur einige wenige. Diese Männer, die nach der Schlacht erklärten, sich dem Kaiser keinesfalls zu unterwerfen, scheinen mir einer solchen Tat nicht fähig. Sie zogen gewiß ab, und ihnen folgten vielleicht später noch andere, als sie ihre Todfeinde, die Langobarden einziehen sahen, zu dem befreundeten Burgundervolke. Procop, II, 21 und IV, 26. Ich weiß nicht, warum man oft von 1000 abziehenden Goten hört. Nach Procop brachen allerdings 1000 Mann aus, die die Kapitulation nicht abwarteten, offenbar ein kleiner Teil, es müssen also doch noch einige Tausende am Leben geblieben sein. Aber jene waren nach dem Gesagten nicht die einzigen, die lieber das Land verlassen, als sich unterwerfen wollten. Vergl. Dahn, Könige der Germanen II., S. 240.

[1]) Leg. Burg. Addit, § 11.

aber aus den Untersuchungen Bergmanns über die freyen Walser in Graubünden[1]) ergibt sich, daß ein Nachweis für wallisische Einwanderung eigentlich doch nur für einige Täler Vorarlbergs und für Davos mit Sicherheit geführt werden kann,[2]) für die übrigen deutschen Täler in Hochrätien neigt man nur auf Grund der auffallenden Ähnlichkeit der Sitten und Sprache dazu, dieselbe Abstammung anzunehmen.[3]) Ganz mit Recht nach der hier vertretenen Anschauung, nur daß eben eine parallele, wenn auch nicht eben überall gleichzeitig stattgehabte, Einwanderung angenommen werden muß. Die Ähnlichkeit der Sprache erscheint sehr natürlich, es handelt sich um ein und dieselbe, ursprünglich ostgermanische, aber seit der die oberdeutschen von den niederdeutschen Dialekten scheidenden Lautverschiebungsperiode unter dem Einfluß der alemannischen Nachbarn fortentwickelte Sprache.

Die vorzüglich bayerisch beeinflußte Schwestersprache der Cimbern hat doch manches Besondere mit dem Silvischen gemein, wie eine, diese bisher kaum als möglich angesehene Verwandtschaft ins Auge fassende, eingehende Untersuchung ergeben dürfte.

Einen Einwand wollen wir hier vorwegnehmen. Die Bewohner des Formazzatales bildeten ebenso eine Landsgemeinde wie jene des Hinterrheintales und die von Avers, Safien, Vals und Tschappina. Die Benennung universi homines vallis superioris bei den Unterwaldnern deutet auf genossenschaftliche Siedlung. Auch Oberhasli, Schwyz, Uri waren Markgenossenschaften;[4]) »universi homines in valle Urania« heißt es auch von den Urnern; die Gemeindefreiheiten des Oberwallis gelten Maurer wie Hidber u. a. als uralt. Da könnte man fragen, warum sind diese Talgemeinschaften, wenn sie so alt sind, nicht öfter patronymisch benannt, nur Bodengo ist in dieser Beziehung uns aufgestossen.[5])

Wenn aber unsere Siedler vertriebene Goten waren, so ist hierauf zu antworten: Nicht in unbewohntes Land kamen die Goten, sondern in ein von Romanen schon besiedeltes, wenn auch manche Ortsnamen nur Sommerwohnungen (Maiensässe) bedeuten mochten, romanische Namen aber waren den in Italien aufgewachsenen Goten nichts Ungewohntes. Überdies waren unter dem furchtbar dezimierten Volke wohl alle Geschlechtsverbände aufgelöst, kaum die Familien etwas mehr als Trümmer.

Auch kamen unsere Flüchtlinge nicht als Eroberer ins Land, sondern sie mußten froh sein, neben den alten Bewohnern zugelassen zu werden, mit denen sie sich, wie man annehmen muß, zu Gemeinschaften verbanden. Wo sie, wie es scheint, von Anfang an am unabhängigsten standen, in Rätien, kamen sie vielleicht ziemlich lange nach ihrem Abzug aus Italien an, jedenfalls hatten sie dorten nur Weiden, fast kein Ackerland, so daß die Form der Ansiedlung schon darum von der der eigentlichen Flur- und Markgenossenschaft erheblich abwich. Trotz alledem finden wir aber in den Bezirken in den Westalpen, die wir für diese Zuzüglinge ansprechen, gerade ziemlich häufig die in Cimbrien unerhörte patronymische Form tief im Gebirge.

Von »-ingen« im Wallis war schon die Rede, andere finden sich in den Urkantonen im Simmental, jenseits der Alpen finden sie sich nur im Tessin. Freilich sind das meistens Siedlungen, die einen großen Umfang nicht gehabt haben werden,

---

[1]) In den Jahrbüchern der Literatur, Wien 1844. Anzeigeblatt, Band 105—108.

[2]) Schon Ascoli hat im ersten Bande seiner »saggj« die wallisische Abkunft der Hinterrheiner bezweifelt, freilich ohne sich näher zu äußern.

[3]) Vergl. Furrer, Geschichte des Wallis I, S. 112.

[4]) Maurer, Einleitung zur Geschichte der Dorfverfassung, § 134 bis 141.

[5]) Das einstige Deutschtum des Heringertales, Val d'Hérens, ist doch zu unsicher und würde eher auf Burgunder deuten.

Weiler und Höfe in ihrem Ursprung, aber immerhin scheint die Benennung einerseits auf freien Besitz zu deuten, andererseits auf Entstehung in einer Zeit, wo noch das Individualeigentum am Boden nicht entwickelt, nicht eine Nachfolge des ältesten oder jüngsten Sohnes, sondern Gesamteigentum der Sippe statthatte, daher der Name der Siedlung gleich dem der Sippe. Vergl. I., S. 10. Das -ingen deutet auch hier auf gemeinschaftlichen Besitz.

Aus dieser Auffassung der germanischen Siedlungen in den Zentralalpen und besonders in Hochrätien erklärt sich dann auch das so rätselhaft erscheinende Vorkommen germanischer Worte in der lex Romana Curiensis,[1]) die keinem deutschen Nachbardialekte entnommen sein können, wie ornangus, altnordisch hornungr, friesisch horning. Auch atta, pater, kann nicht von Alemannen kommen, die zur Zeit der Entstehung dieses Gesetzes noch wenig über den Bodensee hinaus ihre Sprache durchgesetzt hatten. Aber noch mehr, es ergibt sich, daß so auch die auffallende Tatsache erklärt würde, daß, nach Ficker, das Gewohnheitsrecht in Rätien und Tirol durchweg, in der Nordschweiz aber in zunehmendem Maße, je mehr man sich den Alpen nähert, ostgermanischen Charakter hat, wobei freilich nicht verschwiegen bleiben darf, daß der Verfasser diese ostgermanischen Elemente nicht gerade auf Goten, sondern auf andere nicht gotische, aber auch nicht burgundische Völker zurückführen möchte. (Aber auf welche? Die Eigenschaft der Jutungen als Ostgermanen ist doch mindestens ebenso unsicher, wie ihr vorherrschender Einfluß in der ganzen Nordschweiz, in Rätien und Tirol befremdend.)

Erwähnt sei noch, daß Ficker[2]) nicht bloß die Bestimmungen des rätischen Rechts, sondern auch die sprachliche Fassung auffallend der friesischen sich nähern sieht. Er sagt aber ferner: Der Zusammenhang des rätischen Rechts mit der dänischen Gruppe ist etwas so Rätselhaftes, daß gewiß alles zu beachten ist, was für die Erklärung einen Halt bieten könnte; vielleicht erscheint dem gelehrten Verfasser das hier Vorgetragene einiger Berücksichtigung wert.

Ficker sagt dann: »Habe ich die Angaben, wonach manche Teile des rätischen Gebietes von Wallis her besiedelt sein sollen, nicht außer acht gelassen, so gibt die Rechtsvergleichung wenigstens dafür keine Bestätigung. Auch in angeblich von Walsern bevölkerten Tälern zeigt sich keinerlei Annäherung an das auf burgundischer Grundlage beruhende Recht des Wallis.«

Nun erscheint es wohl möglich, daß ins Wallis einwandernde Goten das burgundische Recht im Laufe der Jahrhunderte annahmen, wenn es talaufwärts zu ihnen gebracht wurde, aber dann hätten sie es doch im 12. und 13. Jahrhundert, wo sie in Rätien eingewandert sein sollen, schon mitbringen müssen; die germanischen Ausdrücke der lex Romana vom 9. Jahrhundert können aber keinenfalls von Wallisern herrühren.

Nach Prüfung der bisherigen Ausführungen mag sich ein aufmerksamer Leser zu der Frage veranlaßt sehen: wie ist es denn nun mit der im vorigen Kapitel behandelten Lautverschiebung, nämlich W zu B und F zu W?

Ich muß gestehen, es würde mich nicht entmutigen, wenn ich von einer solchen nichts zu vermelden hätte.

Ist doch auch die Umwandlung Ca zu Cha als ein Charakteristikum der einst keltischen Länder romanischer Zunge nördlich der Alpen bekannt, und doch fehlt sie nicht nur in der Grenzgegend der Picardie, sondern mitten in dem Verbreitungsgebiet des Cha, nämlich in Schams und in Surselvan, während das mehr rätische Engadin es aufweist.

[1]) Zeuner, Über Heimat und Alter der lex Romana Raetica Curiensis, Zeitschrift der Savignystiftung 1880, Band XXII, S. 1.

[2]) Julius Ficker, Untersuchungen zur Rechtsgeschichte.

Aber es steht besser um die Sache.

In seiner Schrift: »Die Deutschen am Monte Rosa«, S. 20, sagt Schott: »In Issime, Rima und Rimella klingt w wie u, während v auf italienische Weise zu w geworden ist. Beispiele: wirstei — Feuerstein, Weldspiegel — Feldspiegel«; hier haben wir also bezeugt, daß strichweise F zu W geworden ist, wie immer auch der Verfasser sich die Sache zurechtlegen mag.

In den deutschen Kolonien in Piemont, S. 159, sagt der Verfasser:

»V für jenen eigentümlichen Zwischenlaut zwischen F und W, der dem neugriechischen und spanischen B entspricht, und in den Issime, Rima und Rimella, wie auch das Cimbrische einen guten Teil ihrer F übersetzt haben«; folgen zahlreiche Beispiele. Weiter heißt es: »Im Zusammenhange mit dieser Erweichung des F zu V steht in Issim und Rima die Verwandlung des W zu U, ganz entsprechend der neuenglischen Aussprache des W«, also doch eine abnorme Aussprache des W, wenn es auch nicht dem B der Cimbern gleichen mag. Diese Übereinstimmung respektive Ähnlichkeit der Lautveränderung erscheint ohne Zweifel hochbedeutsam.

Daß diese Eigenheiten sich nur in den dem deutschen Sprachgebiet entlegensten Orten finden, schwächt das Gewicht dieses Umstandes nicht ab, zumal die Zusammengehörigkeit unserer »Lepontier« sich auch aus anderen als den bisher angeführten Tatsachen ergibt, so daß eben bei den übrigen Anpassung an die Nachbarn vorliegen muß.

Schott erwähnt außer der Tracht, auf die ich weniger Gewicht legen würde, da ja doch die alte Tracht nirgends mehr besteht, wie Hidber und andere die Bauart der Häuser im Oberland, Wallis und in Piemont, die in allen diesen Gegenden dieselbe, nicht alemannische sei,[1]) wozu er in seiner zweiten Schrift auch noch die Urkantone und die östliche Schweiz rechnet, also wohl die deutschen Gegenden im oberen Rätien, denn sonst spricht er von keiner Gegend der Ostschweiz, die nicht alemannisch sei.

Im Anschlusse hieran verdient auch noch eine Bemerkung Schotts Beachtung, daß nämlich schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wo noch die Volksunterschiede weniger verwischt waren, Friedrich von Mülinen in einem Briefe von 1826 sich dahin aussprach: Vieles führt auf die Vermutung, daß die Bewohner von Oberhasli, Obwalden, Urseren und Obergestelen unter sich verwandt und von anderer Herkunft seien, als diejenigen, die die anderen Gegenden der Schweiz bevölkerten. Daß der Genannte nur Teile von Uri und Wallis nennt, macht die Sache nicht weniger bedeutsam.

Findet nun, kann man fragen, das Vorgetragene irgend eine Bestätigung in der Tradition? Das Gegenteil könnte nicht wundernehmen; war doch mit Verlust des eigenen Königs und des eigenen Rechtes das Volk als solches vernichtet, zudem lastete auf dem einst so hoch stehenden Volke Schmach und Haß, jedenfalls von seiten der Katholiken den Arianern gegenüber,[2]) es wäre daher nur natürlich, wenn die Überlieferung von der Herkunft ganz verschollen oder doch bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden wäre; beides ist denn auch hier und da der Fall.

Aber ganz fehlt uns das Zeugnis der Tradition doch nicht. Reutigen, Schwarzenburg und Guggisberg, alle drei südlich von Bern, rühmen sich gotischer Abkunft, so Jahn a. a. O., S. 417. Von den Urnern berichtet das weiße Buch, sie seien Römer, der Chronist Stumpf, daß sie nicht nur von Süden gekommen sein wollen,

[1]) Die Deutschen am Monte Rosa, S. 36, und: Die deutschen Kolonien in Piemont, S. 126.
[2]) Die verachteten Cagots der Pyrenäen sollen auch von arianischen Westgoten abstammen.

wie schon oben erwähnt,[1]) sondern von alters her die Sage bei ihnen gehe, sie stammten von flüchtigen Ostgoten ab.[2])

Die Schwyzer wollten auch, wie Stumpf berichtet, von je und je einer besonderen Abkunft sich rühmen, was ja die Nachricht Fabris, die oben erwähnt wurde, bekräftigt. Sie wollen nach den meisten Berichten nordischer, schwedischer Herkunft sein, und berufen sich auf den alten Namen Suites, Suitones. Nach Etterlin (1507) stammen sie aber von den Ostgoten ab.

Mit Recht nimmt Johannes von Müller[3]) an, daß die Namensähnlichkeit der alten Urkundensprache — Suecia, Suites — hier Einfluß geübt hat; wahrscheinlich ist der Name Schwyz von einem Personennamen Suito oder gar von gotisch svidh, im Sinne von brennen, roden herzuleiten.[4])

Einer besonderen, nämlich friesischen Abkunft rühmen sich die Leute von Oberhasli, auch die Obwaldner haben eine Tradition, die ihnen eine von den Nachbarn abweichende Abstammung zuweist, eine römische nach dem weißen Buch.

Vetter[5]) hat diese Überlieferungen für kein Hindernis erachtet, allen den genannten Talbewohnern alemannische Abstammung zuzuschreiben. Er zeigt, daß solche Wandersagen, wie bei »Goten, Langobarden, Sueven und Gotländern« auch bei den »Südalemannen« bestehen konnten, und erblickt in diesen Überlieferungen den Rest einer solchen Sage. Warum sie sich nicht auch bei den anderen »Südalemannen« erhalten hat, finde ich eigentlich nicht erklärt, aber das sonderbarste bleibt für mich, daß sich diese Wandersagen, welche auf eine andere Abstammung hinweisen, als die der übrigen Schweizer oder Südalemannen, gerade bei den Stämmen sich findet, welche Sprachforscher, wie Schott u. a., vom Standpunkte des Dialektes aus zusammenfassen, und denen auch Furrer, und namentlich von Müller eine nähere Verwandtschaft unter sich beilegen. Dabei ist besonders wichtig, was letzterer[6]) berichtet: »Es ist im Andenken der Greise, in allen Tälern des Oberlandes, wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, nach Fritigen, Obersibental, Sanen, Afflentsch und Jaun gezogen; jenseits Jaun wohnen andere Stämme«, so daß, wie der Historiker sagt, »von Schwyz durch das Gebirge bis in die Grafschaft Greyerz der echte Stamm der Schwyzer erkannt werden mag.« Nehmen wir nun zu all dem, was wir von dem besonderen Rechte in diesen Gebirgsgegenden durch Ficker erfahren, so will es uns scheinen, als reiche es nicht aus, wenn Vetter sich einfach auf Burckhardts[7]) Abhandlung über die alemannische Abstammung der »Lepontier«, wie ich der Kürze halber sage, bezieht. Seit Burckhardts Tagen sind doch viele Arbeiten erschienen, die für die vorliegende Frage Beachtung verdienen. Zum Teil sind dadurch jene Ausführungen überholt. Nur in Kürze kann ich folgendes hierzu bemerken:

Burckhardt beseitigt in treffender Weise eine Reihe nun fast vergessener falscher Vorstellungen, spricht sich mit guten Gründen gegen die Annahme einer burgundischen oder langobardischen Siedlung in den fraglichen Alpengegenden aus und bemerkt sehr richtig, daß die Alemannen bis zum 12. und 13. Jahrhundert im ganzen am Fuße des Gebirges stehen blieben, mit einem treffenden Hinweis auf

---

[1]) Dazu paßt der Name des obersten Ortes im Reußtale mit Ackerland, Erstfeld; kommt man von Norden, so ist es das letzte Feld, ich denke mir aber die Siedler nicht vom Gotthard, sondern vom Sustenpasse kommend.

[2]) Schott, Die Deutschen in Piemont, S. 35.

[3]) Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, I, S. 417.

[4]) Studer, Schweizer Ortsnamen.

[5]) Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland. Bern, 1877.

[6]) A. a. O., I, S. 421.

[7]) J. R. Burckhardt, Über die erste deutsche Bevölkerung des Alpengebirges, 1846.

Eifel, Jura und Vogesen, wo dasselbe eintrat. Am schwächsten scheinen mir aber seine Ausführungen gegen die »Ostgotentheorie«.

Er gibt zu, daß den »Lepontiern« gewisse Besonderheiten gemeinschaftlich sind (S. 97), aber wie erklärt er sie! Vom Waldstätter See sollen die alemannischen Einwanderer ins Hasli, nach Wallis und von da ins Simmental und nach dem Südabhang der Alpen, nach Vorarlberg und Rätien gelangt sein! Eine seltsame Wanderung! Und wie ist es möglich, daß die im 12. Jahrhundert in die Waldstätte Eingewanderten noch im selben oder nächsten Jahrhundert schon wieder ins Wallis und von da als freie Walser weiter wandern? Auch der Verfasser sieht dieses als etwas schwer Glaubliches an, und versucht es in einer Weise wahrscheinlich zu machen, die man selbst (S. 103) nachlesen mag. Mir will diese Erklärung nicht einleuchten. Aber noch mehr! Wenn die Alemannen erst im 12. Jahrhundert in größerer Menge aus der Ebene wegzuziehen sich entschließen, wie ist es möglich, daß die Urner doch schon Anno 732 erwähnt und 853 an die Reichsabtei Zürich gegeben werden, daß Schwyz 972 erwähnt wird und Maurer auf Grund seiner eingehenden Studien sagen kann: Hasli sei seit vorhistorischen Zeiten freie Gemeinde, die Freiheiten von Wallis seien uralt, lange vor der Befreiung hätten die Talgemeinden die freie Verwaltung ihrer markgenossenschaftlichen Angelegenheiten gehabt! Ja, ähnliche freie Markgenossenschaften findet er nur noch im Dithmarschen. Dieses Zeugnis hätte Vetter doch erst zu entkräften. Und wie ist es denkbar, daß bei einer Einwanderung in so später Zeit wie sie Burckhardt annimmt, noch Markgenossenschaften entstehen, da doch diese Zeit nur noch Siedlungen auf herrschaftlichem Boden kennt.[1]) Über die Bedeutung der beinahe in allen diesen Tälern vorkommenden Ortsnamen auf -ingen ist oben zu Wallis bereits gehandelt worden. Vollends unverständlich ist, wie bei einer Einwanderung vor wenig Generationen sich eine solch verworrene und bizarre Sage über eine aparte Abstammung sich bilden und fortblühen konnte.[2])

Daß keine urkundliche Erwähnung deutscher Orte in diesen Gebieten in älterer Zeit geschieht, was beweist das, wenn auch wirklich die Urkunde von 744, welche Altdorf nennt, anfechtbar ist? Diese armseligen Hirtenheime werden doch nur erwähnt, wenn sie gegründet oder vergeben werden. Aus dem Fehlen von Errichtungs- respektive Belehnungsakten ließe sich daher eher schließen, daß sie recht alt sind. Wo werden denn die sicher uralten -engo im Tessin genannt? Wie viele Urkunden reichen überhaupt ins 7. Jahrhundert zurück, und wie viele davon sind unverdächtig?

Übrigens war Burckhardt gerade in bezug auf die Ostgoten weniger gut unterrichtet, als sonst. Auch er spricht von nur 1000 abziehenden Goten, während es doch, wie oben gezeigt worden ist, weit mehr waren. Auch von den in Venetien kämpfenden Goten scheint der Verfasser nichts erfahren zu haben.

Endlich macht er es sich zu leicht, wenn er wegen der flüchtigen Goten so argumentiert, wie wegen der als Eroberer auftretenden Völker, daß sie das rauhe Bergland verschmäht haben würden. Ja, wenn ihnen eine große Wahl freistand, will ich mich dem anschließen. Aber sie mußten freie Ansiedlung erreichen, denn gerade jene Kapitulanten vom Vesuv scheinen eben auf einige Freiheiten Gewicht gelegt zu haben.

Merkwürdig ist auch noch, daß zwischen den patronymisch benannten Orten der Lepontier und den offenbar alemannischen Gegenden sich vielfach eine Zone mit stark romanisch gefärbter Toponymie hinzuziehen pflegt, so das Nordufer des Vierwaldstättersees, die Gegend von Thun bis Brienz, das untere Linttal etc.

[1]) III, S. 39, Kapitulare von 847.

[2]) Wie kommen die Urner zu dem Gedanken, Rom belagert zu haben!?

Erwähnt sei noch, daß gerade die mutmaßlich gotisch gemischten Gegenden das Patronymicum in -igen zu verwandeln geneigt sind.[1])

In der Schweiz hält man aber, wie es scheint, mit Vorliebe daran fest, im Interesse der Stammeseinheit überall alemannische Gründungen zu erblicken, was zu eindringlichen Forschungen nicht eben ermuntern konnte. Hier wäre ein Arbeitsfeld für Untersuchungen, wie sie Zimmerli über die deutsch-französische Sprachgrenze kürzlich veröffentlicht hat.

Was die Silvier und Walliser anlangt, deren gotische Abstammung sich vor allem aufdrängt, so habe ich bei ihnen von einer Wandersage nichts erfahren können. Bei den Silviern ist es am wenigsten auffallend, da es ganz natürlich scheint, daß die Erinnerung an die gotische Abstammung diesseits der Alpen freier auflebte; im Wallis aber finden sich einige recht seltsame Sagen, von denen es mir fraglich erscheint, ob sie anderwärts vorkommen, die wohl als eine dunkle Erinnerung an den Aufenthalt in Italien gedeutet werden können.

Von einem wärmeren Klima in alter Zeit, von Alpen und Pässen, die erst bei Menschengedenken vereist sind, geht wohl in allen Alpengegenden die Rede, oft nicht ganz ohne Grund. Aber Erzählungen, wie die vom übersilberten Wasser,[2]) die sonst bei einem nordischen Volke ganz sinnlos scheinen, gibt es wohl nicht so oft und sie hören sich hier im Wallis an, wie eine dunkle schwermütige Erinnerung an den Aufenthalt in Italien; in einer etwa aus Etrurien oder noch südlicher ansässig gewesenen Familie könnte sogar etwas derlei vorgekommen sein und müßte es wohl einen tiefen Eindruck gemacht haben, wenn das ahnungslose kindliche Gerede das Gedächtnis besserer Zeiten wachrief.

Solche Geschichten, und die von einem »Kampf um Rom« der Urner, verdienen doch die Prüfung, ob sie nicht einen tiefen Sinn enthalten, ehe man sie zu den Ammenmärchen zählt. — — —

Daß nun gotische Siedler sich besonders in den offenen Strichen zwischen Saane und Aare mit anderen Germanen, Burgundern oder Alemannen oder beiden gemischt haben müßten,[3]) ist wohl nicht zu bezweifeln, dort kann also eine Tradition über gotische Herkunft kaum erwartet werden.

Was nun die Graubündner anlangt, so hatte ich mir meine Meinung schon, wie vorgetragen, gebildet, als ich an Ort und Stelle erfuhr, wie gut die Überlieferung sich damit vertrage.

Im Hinterrheintal, aus dem sich die ganze Besiedlung der rätischen Alpen durch Germanen, wie oben erörtert, entwickelt hätte, ist feststehende Überlieferung, daß die älteste Kirche am Fuße des Bernardin, beim Flecken Hinterrhein, gestanden habe, wo sie von den Einwanderern, die über den Berg (Bernardin) herabkamen, gegründet worden sei.

Wo die Siedler herkamen, darüber scheint weniger Einmütigkeit zu bestehen: nach den einen aus Aosta, nach anderen aus Wallis. Beides scheint mir darauf

---

[1]) Zimmerli a. a. O., S. 89.

[2]) Tscheinen und Ruppen, Walliser Sagen aus der Landesgeschichte, II. Teil, No. 169. »Ehemals wußte man von keinem Eis. An einem kalten Wintermorgen fing der Brunnen an, sich zu überfrieren. Da sprach eine Tochter, die nie Eis gesehen, zu ihrem Vater: Jez hein mer Zit, danna z'gann, z'Wasser faht an z'ubersilbern.«

[3]) Massenhafte Einwanderung von Alemannen ins Gebiet westlich der obern Aare hätte sich übrigens durch Einführung des Anbaus von Dinkel, Triticum spelta, statt des Weizens, triticum tenax, verraten müssen; vergl. Gradmann, in den Württemb. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde, Heft 1902. Die Burgunder mögen aber in diesen Strichen doch ein namhafter Bruchteil der Bevölkerung gewesen sein; gemischt mit anderen Germanen konnten sie nicht so leicht verwelscht werden. Soweit würde ich Schott zustimmen und den Burgundern ihren Anteil an der Bildung des »lepontischen Deutschtums« der Südwestschweiz einräumen.

zurückzuführen, daß man sich einer gewissen Sprachverwandtschaft mit den Bewohnern des Dorabeckens und des Rhonetales in einer Zeit bewußt wurde, wo schon die Kenntnis der Abstammung verloren war.

Außerdem deutet diese Tradition auf ein hohes Alter der Siedlung, da die Kirche in Sufers schon 841 erwähnt wird.[1]) Schon das spricht gegen die vermutete Ansiedlung durch Kaiser Friedrich I.; überdies ist sie innerlich unwahrscheinlich, was darzulegen zu weit führen würde; hatte der Kaiser nicht von der Bärenburg bis Ortenstein Burgmannen genug, und war es denn Sitte der Feudalzeit, Militärkolonien in Form freier Volkssiedlungen anzulegen?

Die Alemannen des Theodorich, an die Lechner denkt, scheiden, wie schon erörtert, aus; wäre dieser Rheinwald, und es war ursprünglich nur Wald und Rhein im Tale, der Platz, von dem Ennodius sagen durfte: Das Alemannenvolk habe den Reichtum italischen Bodens erlangt!? Es darf also wohl gesagt werden, daß auch die Uberlieferung unserer Auffassung günstig ist.

So erhalten auch die Spuren germanischer Bevölkerung im Süden des Gotthard, in Livinen, Blenio und Misocco, ihre Erklärung. Daraus ergibt sich mir aber ferner, daß Dr. Steub wohl recht gesehen hat, wenn er die Zwecke der Gesellschaften zur Katholisierung der Alpen, die ums 12. Jahrhundert in Mailand bestanden, auf Reste deutschen Volkstums und deutscher Sprache bezieht, die sich noch im Norden von Mailand erhalten hatten; nun wissen wir auch, wo sie zu suchen waren. Es ist durchaus anzunehmen, daß den Klerikern in Oberitalien, nachdem sie unter den Goten das Arianertum eindringen sahen, und unter den Langobarden noch intensiveren Haß gegen die nach Paulus in jeder civitas konkurrierenden arianischen Bischöfe eingesogen hatten, alles Germanische als arianisch oder doch ketzerischer Neigung verdächtig erschien.

Später hat diese Abneigung ja weit um sich gegriffen, aber so frühe scheint die heftige Abneigung gegen alles Deutsche besonders den oberitalienischen Klerus erfaßt zu haben. Diesem Gefühle mag es zuzuschreiben sein, daß sogar die deutschen Ortsnamen nach Austilgung des verhaßten Idioms beseitigt wurden, indem entweder eine Übersetzung oder, noch besser, der Name eines Heiligen dem alten Namen substituiert wurde. An der französisch-deutschen Sprachgrenze ist davon in alter Zeit nichts zu verspüren, als daß mit dem Wechsel der Sprache oft eine Übersetzung eintritt, oft aber bleibt der alte Name, etwas verändert, erhalten.

So erklärt es sich wohl als geistliche Fürsorge, wenn Bischof Hatto 948 die Täler Leventina, Blenio und Riviera an vier Canonici in Mailand vergibt, die nun jene, eigentlich zur Diözese Como zuständigen, Bezirke durch ihre Präfekten regieren ließen.[2])

So mögen wohl manche Nachkommen der Goten, sei es um ihren Glauben oder ihre Sprache besorgt, in das zu Chur gehörige Misocco gezogen sein.

Das mag unter den Viktoriden geschehen sein, sei es, daß diese duldsamer waren, oder daß sie einem Befehle ihres Königs nachkamen.

Vom Moësatale lag, wenn dorten die Bevölkerung nicht mehr Raum fand, ein Weiterziehen ins Hinterrheintal und in die angrenzenden Täler nahe. Misocco und Hinterrhein scheinen beide den Viktoriden gehört zu haben.[3])

Ist es nach all dem Vorgetragenen zu kühn, auch in diesen sämtlichen bisher besprochenen Siedlungen den Ausfluß eines einheitlichen Prozesses, einer Zu-

---

[1]) Lechner, Thusis und die Hinterrheintäler; nach ihm stand im 13. Jahrhundert in Hinterrhein eine St .Peterskapelle. Kirchen dieser Benennung pflegen aber sehr alt zu sein. Vergl. Die uralte Kirche im Muottatal, von Müller, I, S. 426, Note.

[2]) Tartini, Storia della Svizzera, S. 112.

[3]) v. Müller a. a. O., S. 188, Note 65.

3 0112 072879957

wanderung von Süden und zwar von Goten zu erblicken, anstatt eine Reihe von Einwanderungen unbekannter Völker von unbekannter Herkunft anzunehmen, über deren Wanderung und ihre Veranlassung nirgends das mindeste zu ermitteln ist?

Ich glaube nicht, und möchte die Frage nach dem gotischen Ursprung dieser Stämme geradezu, wie für die Cimbern und ihre Verwandten, bejahen, wenn auch der Nachweis nicht mit derselben Evidenz zu führen war, wie für diese. Was ist aber das schließliche Ergebnis? Ist es etwas verblüffend Überraschendes, ist es etwas Märchenhaftes, Phantastisches? Keineswegs, es ist, nüchtern betrachtet, das natürlichste Ding von der Welt.

Wir finden, daß die letzten nicht entnationalisierten Uberreste des großen Gotenvolkes sich da finden, wo sie zu suchen von vornherein das natürlichste war, nämlich zum Teil in den entlegensten Ecken ihrer alten Sitze, wo wir sie zuletzt mit dem Schwert in der Hand antrafen, als Unterworfene, wie der Geschichtsschreiber Paulus es andeutet; zum Teil aber außerhalb des Machtbezirkes ihres byzantinischen Uberwinders und seiner germanischen Besitznachfolger, in der nächsten Umgebung, an den Grenzen ihres früheren Reiches (d. i. nach seinem letzten beschränkten Umfange), peripherisch um dieselben gelagert, vielfach in Gegenden, in die nur die Not Ansiedler zu treiben vermocht haben kann.

Für das Deutschtum im politischen Sinne sind nun freilich nach einer eigentümlichen Schickung auch die zuletzt behandelten Gotenenkel verloren, aber unsere Betrachtung über sie schließt insoferne weniger wehmütig ab, wie jene über die Cimbern, als doch nur ein Teil, die jenseits der Alpen und, wie ich fürchte, die im Rhonebecken Ansässigen in absehbarer Zeit ganz entnationalisiert werden dürften, dagegen haben wir die Genugtuung, festzustellen, daß in den Urkantonen wie in Graubünden diese freiheitsliebenden Flüchtlinge vom italischen Boden ebenso wie ihre Stammesgenossen im Rhonetal den Grund zu kräftig aufblühenden Gemeinwesen freiheitlichster Gestaltung gelegt haben, wobei jenen im Rheingebiet auch noch die Rolle von Vorkämpfern deutschen Wesens gegen das Romanentum diesseits der Alpen zugefallen ist.

So scheiden wir von dem Gegenstande unserer Untersuchung doch mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Nachkommen gerade der freiheitsliebendsten Gotenrecken sich die Freiheit bewahrt haben, und daß sie mit uns wenigstens durch das Band der Sprache verbunden geblieben sind.

Jenen aber, die nach einem Widerstande von anderthalb Jahrtausenden nun am Aussterben sind, können wir unsere Bewunderung nicht versagen; was ihr Ausharren allein ermöglichte, war nicht irgend eine Ermunterung unsererseits, sondern nur jenes Gefühl, das, wie wir hörten, allen vom Wallis bis zur Gottschee innewohnte, jenes stolze Gefühl, etwas Besseres zu sein als ihre Nachbarn. Dieses Gefühl hohen Wertes des eigenen Volkstums und der eigenen Sprache ist es einzig und allein, das im Kampfe der Nationalitäten den Sieg verleiht, das sieht man an jenen Grenzmarken, wo in unseren Tagen die deutschen Reihen sich lichten und zurückweichen, weil jenes Gefühl nicht mehr stark genug in allen Volksgenossen vorherrscht.